

Betroffene erinnern sich (20)

Alfred Radeloff (Hrsg.)

Progressive Protestanten protestieren

Die „progressiven Jugendgottesdienste“
1970–1971 in St. Johannis Dessau
und die Inhaftierung von Jugendlichen

Aufbruch und Ende einer Bewegung
in der Dessauer Jugend

Landesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR in Sachsen-Anhalt

Alfred Radeloff (Hrsg.)

**Progressive Protestanten protestieren
Die „progressiven Jugendgottesdienste“
1970–1971 in St. Johannis Dessau
und die Inhaftierung von Jugendlichen**

**Aufbruch und Ende einer Bewegung
in der Dessauer Jugend**

Geleitwort	4
1. Alfred Radeloff: Die junge Gemeinde und die Jugendgottesdienste in St. Johannis Dessau 1970/71	6
1.1. Einleitung	6
1.2. Die junge Gemeinde in St. Johannis Dessau	7
1.3. Die vier Jugendgottesdienste	11
1.3.1. Erster Jugendgottesdienst am 1. November 1970	11
1.3.2. Zweiter Jugendgottesdienst in der Christnacht 1970	14
1.3.3. Dritter Jugendgottesdienst am Ostersonntag 1971	17
1.3.4. Vierter Jugendgottesdienst am 6. Juni 1971	21
1.4. Nach den Jugendgottesdiensten	29
1.5. Hans-Dieter Wallenstein †	33
2. Jens Kramer: Erlebnisbericht	39
2.1. Wir waren doch erst 18!	39
2.2. Vor Gericht	42
2.3. Strafvollzug	43
2.4. Der Übergang	45
3. Dorothea Bühnemann: Erlebnisbericht	46
3.1. Biografische Hintergründe	46
3.2. Erinnerungen an meine Zeit im Gefängnis	49
3.3. Nachtrag	59
4. Hans-Joachim Prager: Erlebnisbericht	60
4.1. „Willkommen im Interconti!“	60
4.2. Im Gasthaus zum „Roten Ochsen“	70
4.3. Die Reise	80
5. Peter Rauch: Aufbruch und Ende einer Bewegung in der Dessauer Jugend 1969–1972	92
5.1. Vorbemerkungen	92
5.2. Die Anfänge	92
5.3. Versuche einer systematischen Breiten- und Tiefenarbeit	94
5.4. Verbindlichkeit und Bruderschaft gegen Beliebigkeit	95
5.5. Statistisches	96
5.6. Ein Abend in der Kirchlichen Woche im Mai 1970	96
5.7. Die Jugendgottesdienste 1970–1971	98
5.8. Die Republikflucht und die Folgen	100
5.9. Im Zeugenstand	105
6. Nachwort von Jens Kramer	108
7. Anhang	109

Herzlichen Dank Herrn Theo Haag-Bühnemann, der Korrektur gelesen hat.

Fotos:

Rauch (Rauch), Die Kamera Dessau (Wallenstein), alle anderen Fotos Radeloff

Hinweis:

Die kursiv dargestellten Textstellen sind Abschriften und Zitate. Sie wurden in alter Rechtschreibung belassen.

Geleitwort

„Es war doch nicht so schlimm!“ – Die diesen Satz denken und aussprechen, verdrängen, was wirklich war. Diese Feststellung trifft Alfred Radeloff in der Einleitung zu der Broschüre. Ihr kann ich mich nur anschließen.

Der vorliegende Bericht bietet viel mehr als die Information über die Inhaftierung von vier jungen Menschen nach gescheiterten Fluchtversuchen. Er beschäftigt sich ausführlich mit den Gründen, die Fluchtgedanken erst wachsen ließen. Die Jugendlichen im Alter von 18 und 19 Jahren hatten ihre Schulzeit nach dem Mauerbau 1961 in der abgeschotteten DDR absolviert. Sie verstanden sich als Christen und hatten dort die sichtbaren und unsichtbaren Grenzen gespürt. In der jungen Gemeinde der evangelischen Kirche fanden sie den in der Schule vermissten Freiraum, ihre Lebensentwürfe zu diskutieren und nach neuen Wegen für eine Veränderung der Gesellschaft zu suchen. Sie verwenden für ihre Empfindungen von damals klare Worte: *Und ich hatte den Eindruck, dass viele andere mit mir dabei waren, die ihre Gründe hatten, nicht in einem Totenhaus zu verkommen und nicht nur das Funktionieren und Dahinvegetieren nach vordefinierten Bedürfnissen lernen zu sollen* (Jens Kramer). Dorothea Bühnemann spricht von *Bevormundung und geistiger Enge des Staates*, von einem *geistigen Maulkorb*. Dass sich 1970 und 1971 in Dessau Hunderte von Jugendlichen in vier Jugendgottesdiensten zusammenfanden, zeigt, wie groß der Wunsch nach einem unabhängigen Denken und Handeln auch unter denen war, die ansonsten keinen Kontakt zu einer Kirche oder zu Christen hatten. Diese Ausstrahlung über Kirchenmauern hinweg war es, die die staatlichen Organe mit allen Mitteln verhindern wollten. Die Ministerin für Volksbildung Margot Honecker verweigerte darüber hinaus den Kirchen bis 1989 Gespräche über Schule, Bildung und die damit in Zusammenhang stehenden Probleme.

Der Wille, ihr Leben selbstverantwortlich in die Hand zu nehmen und ihren Platz als Christ in der Welt zu finden, war für die Jugendlichen letztlich ausschlaggebend dafür, trotz aller Risiken die Flucht aus der DDR zu planen. An der Schwelle zum Erwachsenwerden wurden sie dafür mit Haftstrafen verurteilt. Ihnen allen gilt ein großer Dank, dass sie uns so bereitwillig an ihren Wünschen, Gedanken und Erfahrungen teilhaben lassen, damit heute nicht verdrängt wird, was wirklich war. In ihren Texten wird deutlich, wie menschenverachtend der Staat DDR mit denen umging, die auf der Suche nach sich selbst waren. Es sind einschneidende und tiefgehende Erlebnisse, die in Erinnerung bleiben. So musste z. B. in der Untersuchungshaft entschieden wer-

den, ob man Vater oder Mutter zu den seltenen Gelegenheiten bei einem Besuch sehen wollte. Denn nur einer bekam die Genehmigung.

Pfarrer Radeloff sagt von sich: *Wenn man mich fragt, wann ich anfing, die DDR zu hassen, würde ich antworten: Beim Abschied von Hans-Dieter in Bitterfeld*. Er fuhr den Jugendlichen zum Haftantritt in das dortige Gefängnis und hat ihn nie wiedergesehen, da dieser kurz nach der Haftentlassung 1974 in der Bundesrepublik starb. Ihm ist es zu verdanken, dass diese Geschichten zusammengestellt und aufgeschrieben wurden. Sie bilden eines der Kapitel der Stadtgeschichte Dessaus und der Evangelischen Landeskirche Anhalt, die nicht vergessen werden dürfen.

Edda Ahrberg
Landesbeauftragte

1. Alfred Radeloff: Die junge Gemeinde und die Jugendgottesdienste in St. Johannis Dessau 1970/71

1.1. Einleitung

Am Reformationstag 1970, einem Sonnabend, bot sich den Dessauern ein ungewöhnliches Bild. Vom Turm der Johanniskirche hing ein zwölf Meter langes gelbes Spruchband herab. „Progressiver Jugendgottesdienst 1. Nov. 14.30“ stand auf der Stoffbahn mit großen Buchstaben, unübersehbar für Passanten und Autofahrer. Über 600 folgten der Einladung in den von Jugendlichen gestalteten und gehaltenen Gottesdienst am folgenden Sonntagnachmittag. Drei weitere Gottesdienste folgten.

Die Aktivität der jungen Leute rief die damaligen politischen Machthaber auf den Plan. Die Jugendlichen wurden von ihren Lehrern unter Druck gesetzt, isoliert, ihnen wurde angedroht, nicht zum Abitur zugelassen zu werden. In dieser Atmosphäre der Pression entstand bei vier Jugendlichen der Wunsch, der DDR zu entfliehen und eine Tätigkeit in der kirchlichen Entwicklungshilfe aufzunehmen. Es kam zu Verhaftungen und Verurteilungen.

Das Geschehen von damals 35 Jahre später zu dokumentieren, stellt sich als nicht einfach heraus. Die Beteiligten haben aus Furcht, schriftliche Aufzeichnungen könnten gegen sie oder ihre Angehörigen verwendet werden, vernichtet, was sie belasten könnte. Was Unterdrückung und Angst in der Erinnerung übrig gelassen haben, wird hier zusammengetragen.

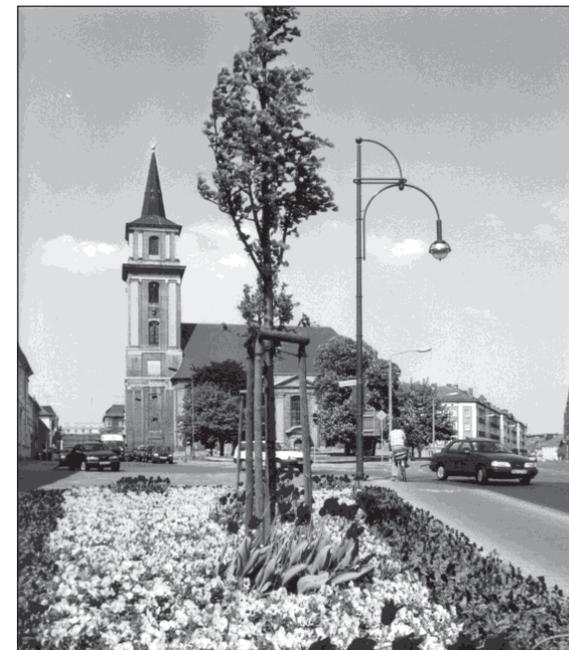
Angesichts einer gegenwärtig um sich greifenden Verharmlosung der DDR in den Medien wird die ausgeklügelte verbrecherische Rücksichtslosigkeit der DDR-Organen Menschen gegenüber, die nicht nach ihrer Pfeife tanzten, unter den Tisch gekehrt. „Es war doch nicht so schlimm!“ – Die diesen Satz denken und aussprechen, verdrängen, was wirklich war.

1970 war die Mauer neun Jahre alt. Minen und Selbstschussanlagen hatten sie unüberwindlich gemacht. Der „antifaschistische Schutzwall“, wie die kommunistischen Machthaber die menschenverachtende Grenze nannten, war für die Bewohner der DDR gebaut worden. Sie sollten nicht mehr weglaufen können wie Millionen vor ihnen. Sie fühlten sich eingesperrt und interpretierten die drei Buchstaben DDR als „der doofe Rest“.

Auch die anderen Ostblockstaaten hatten ihre Grenzen zu den westlichen Ländern, aber auch zu den sozialistischen „Bruderländern“ befestigt. In der DDR war jeder Bürger verpflichtet, den „Organen“ des Staates jeden zu melden, der die DDR ohne staatliche Genehmigung zu verlassen beabsichtigte. Schon die Absicht wurde bestraft.

1.2. Die junge Gemeinde in St. Johannis Dessau

Dies ist ein Bericht aus der DDR, einem Staat, in dem den Kirchen jeder Einfluss auf das öffentliche Leben abgesprochen und in den Schulen der christliche Glaube als unwissenschaftlich und überholt dargestellt wurde. Dennoch lebte die Kirche. Es wurden Kinder getauft und konfirmiert. In kirchlichen Räumen versammelten sich Jugendliche. Die junge Gemeinde, wie die kirchlichen Jugendkreise in der DDR genannt wurden, hatte keine eingetragenen Mitglieder. Wer erschien, kam freiwillig. Das Adjektiv „jung“ in junge Gemeinde wurde klein geschrieben, um die Zugehörigkeit zur Kirchengemeinde deutlich zu machen.



Wie in den anderen Dessauer evangelischen Kirchengemeinden traf sich auch in der Evangelischen Kirchengemeinde St. Johannis und St. Marien Dessau wöchentlich die junge Gemeinde aus Jugendlichen zwischen 14 und Mitte 20, ein gutes Dutzend junger Leute.

Ich war Gemeindepfarrer an der Johanniskirche und Kreisjugendpfarrer des Kirchenkreises Dessau. Damit war ich neben meiner jungen Gemeinde auch für die Jugendarbeit im Kirchenkreis verantwortlich. Im Frühjahr 1970 war in den Jugendkreisen des Dessauer Kirchenkreises Aufbruchstimmung spürbar. Sie artikuliert sich öffentlich in der von Jugendlichen für Gemeindeglieder aller Altersgruppen vorbereiteten offenen Gemeindeveranstaltung am 29. Mai 1970. In dieser Gemeindeveranstaltung wurden von den Jugendlichen Gottesdienste gefordert, die mit Jugendlichen vorbereitet werden. Weil die Verantwortlichen der gastgebenden Georgengemeinde die Freizügigkeit für den übergemeindlichen Gottesdienst-Vorbereitungskreis einengen wollten, lud ich die Jugendlichen ein, sich in meiner Gemeinde zu versammeln. Im Beitrag von Peter Rauch in dieser Broschüre wird darüber mehr berichtet.

Die Jugendlichen

Die gemeindliche Jugendarbeit in St. Johannis ging wie bisher weiter. Ich bereitete die Jugendabende vor und hielt sie immer mit der Absicht, die Jugendlichen zu beteiligen. Einige ältere Jugendliche wechselten in den neuen übergemeindlichen Jugendkreis.

Der bestimmte die Themen selbst und stellte die Referenten aus seinen Reihen. Zumeist wurde über die Bibel gesprochen. Ich saß dabei und sagte nur etwas, wenn ich gefragt wurde. Die Zurückhaltung ist mir nicht schwer gefallen. Ich staunte über den Eifer derer, welche die Abende vorbereitet hatten. Ich erlebte, wie sich die Räume füllten mit Jugendlichen, die ich noch nie gesehen hatte. Viele von ihnen hatten vorher noch nie Kontakt zur Kirche gehabt.

Innerhalb des Jugendkreises bildete sich ein Kern von besonders aktiven Jugendlichen heraus. Sie trafen sich fast täglich, fuhren miteinander zu Jugendrüstzeiten, hielten sich oft in der Johanniskirche auf und übernachteten dort gelegentlich, manchmal auch in der Spitze des Kirchturms, was dazu führte, dass ich eines Nachts von der Volkspolizei geweckt wurde. In der Turmspitze brenne Licht. Es seien Einbrecher in der Kirche.

Im Jugendkreis spürte man die Unzufriedenheit mit der gegebenen Situation und vor allem einen unbändigen Drang zur Freiheit und zur Veränderung. Die Jugendlichen waren wissenshungrig und auf der Suche nach neuen Wegen, nach einer besseren Gesellschaftsordnung und nach einer Kirche, die Menschen anspricht.

So oder so ähnlich muss es bei den jungen Leuten in der Bundesrepublik gewesen, die wir heute die 68er-Generation nennen. Diese Aufbruchstimmung hatte ich im Mai 1968 bei einem Besuch bei meinem Klassenkameraden Manfred Bieler in Prag selber erlebt. Der Freund Biermanns und Robert Havemanns durfte in der DDR nichts mehr veröffentlichen. Er zog nach Prag und wurde tschechoslowakischer Bürger. Der „Prager Frühling“ nährte in uns die Hoffnung auf einen menschlichen Sozialismus mit Demokratie und Meinungsfreiheit. Die Truppen des Warschauer Pakts beendeten den Traum der Menschen von Freiheit und Demokratie. Erst einundzwanzig Jahre später wurde er verwirklicht.

Der harte Kern der Jugendgruppe bestand nach meiner Erinnerung aus folgenden Jugendlichen:

- Dorothea Bühnemann, Oberschülerin (Berufsausbildung mit Abitur), christliches Elternhaus, mit Hans-Dieter Wallenstein in einer Klasse und von ihm in den Jugendkreis gebracht, heute Psychologische Psychotherapeutin,
- Petra Kattner, Oberschülerin (Berufsausbildung mit Abitur), aus katholischem Elternhaus, heute Petra Kattner-Kern, verwitwete Kattner-Kern, Rechtsanwältin,

- Mechthild Voigt, aus der Petrusgemeinde, christliches Elternhaus, heute verheiratete Staemmler, Puppenspielerin,
- Heimgard Wieschke, St. Johannis, aus christlichem Elternhaus, heute verheiratete Mehlhorn, Kinderpädagogin,
- H. B., Oberschüler (Berufsausbildung mit Abitur), heute Physiker,
- Jens Kramer, Oberschüler (Berufsausbildung mit Abitur), ursprünglich aus der Christusgemeinde, heute Pfarrer,
- Hartmut Kupfer, genannt Cookie, Oberschüler (Berufsausbildung mit Abitur), Eltern in der SED, verstorben,
- Frank Larisch, Oberschüler (Berufsausbildung mit Abitur), Eltern in der SED, heute Dr.-Ing. und Leiter einer Ausbildungsstätte,
- Hans-Joachim Prager aus der Petrusgemeinde, christliches Elternhaus, Schienenfahrzeugschlosser, 2. Berufsausbildung zum Repro-Fotografen in der Graphischen Kunstanstalt „Sickert + Reiche“, die von einem kirchlich engagierten Geschäftsführer geleitet wurde, heute künstlerischer Grafiker,
- Hans-Dieter Wallenstein, aus St. Johannis, christliche Mutter, verstorben.



Treffen am 31.10.2004 im Hause Radeloff in Bovenden bei Göttingen. Von rechts nach links: oben: Jens Kramer, Hans-Joachim Prager, Alfred Radeloff, unten Inge Radeloff, Dorothea Bühnemann, Heimgard Mehlhorn, geb. Wieschke, aufgenommen von Mechthild Staemmler, geb. Voigt

Kramer und Wallenstein wurden die führenden Köpfe des Jugendkreises. Sie ergänzten sich gut. Kramer preschte voran. Er konnte organisieren, Arbeit verteilen, war voller Ideen, eigenwillig und zielstrebig und konnte reden. Wallenstein hatte eine warme Ausstrahlung und wirkte ausgleichend.

Die übergemeindliche Jugendgruppe bereitete Jugendgottesdienste vor. Sie lud Jugendliche ein mitzumachen, unabhängig davon, ob sie zur Kirche gehörten oder nicht.

Die Hauptamtlichen

Seit November 1966 war ich Pastor an St. Johannis. Kirchenpräsident Dr. theol. Martin Müller, der als zweiter Pastor an St. Johannis gewirkt hatte, war 1970 in den Altersruhestand verabschiedet worden.

Um mich in der damals größten Dessauer Gemeinde zu unterstützen, wurde mir Christoph Werner als Vikar zugewiesen. Christoph Werner, mit 25 den Jugendlichen näher als ich mit 37, erwies sich als Glücksfall für den Jugendkreis, den ich bis zu seinem Kommen allein geführt hatte. Werner konnte zuhören, behutsam argumentieren und hatte ein feines Gespür für Probleme, die sich in der Jugendgruppe auftaten. Die Jugendlichen fanden in Werner einen Menschen, dem sie sich ungehindert anvertrauen konnte, und ich fand einen kritischen Partner, von dem ich lernen konnte.

Ein weiterer Glücksfall war Peter Rauch. Er hatte 1967 als Jugendwart für Anhalt des Evangelischen Jungmännerwerks Sachsen-Anhalt die Verantwortung für die Arbeit mit jungen Männern in der Evangelischen Landeskirche übernommen. Später, von 1980 bis 1996, hat er als Pastor mit mir zusammen an St. Johannis gearbeitet. Peter Rauchs Konzept von Jugendarbeit beförderte die freie Entwicklung der Jugendlichen in den Gemeinden der Anhaltischen Landeskirche. In Freizeiten und Treffen vermittelte er den Jugendlichen das Grundwissen und das Handwerkszeug für kirchliche Jugendarbeit. Eine ganze Reihe Jugendlicher aus dem Jugendkreis von St. Johannis ist immer wieder zu ihm gegangen mit ihren Fragen und Problemen.

Wesentliche Impulse verdanken die Jugendlichen auch Pfarrer Wolfgang Steckel von der Petrusgemeinde Dessau. Dorothea Bühnemann schrieb mir, dass sie sich gern an die interessanten Themenabende in Steckels Wohnung erinnert. Pfarrfrau Sigrid Steckel, die manchmal dabei war, habe sie mit „ihrer Klarheit der Argumente“ stark beeindruckt.

Idealismus und die Unbekümmertheit der Jugendlichen wurden von den Hauptamtlichen akzeptiert und nach außen verteidigt. Dieser Schutzwall konnte die Jugendlichen jedoch nicht vor dem Druck des atheistischen Staates schützen, dem sie in Schule und Beruf ausgesetzt waren.

1.3. Die vier Jugendgottesdienste

1.3.1. Erster Jugendgottesdienst am 1. November 1970

Bei der Vorbereitung des ersten Jugendgottesdienstes verwendeten die Jugendlichen vor allem Material, das der hessen-nassauische Landesschülerpfarrer Richard Cannawurf aus Darmstadt im Herbst 1970 bei einem Besuch bei uns mitgebracht und den Jugendlichen in die Hand gegeben hatte. Die Jugendarbeit der Anhaltischen Landeskirche und die Jugendarbeit der Evangelischen Kirche von Hessen-Nassau waren nach 1945 eine Partnerschaft eingegangen.

Die Jugendlichen erarbeiteten ein Konzept, das sie mir zur kritischen Beurteilung vorlegten. Ich sagte ihnen, dass eine ganze Reihe von Sätzen in ihrem Konzept sich auf die Lebenssituation in Westdeutschland beziehe. Provisionen seien in der sozialistischen DDR ohne Belang. Auf eine gute Presse brauche bei uns niemand bedacht zu sein, weil die DDR-Presse sowieso nur druckte, was die Partei erlaubte. Afrikaner in der Straßenbahn und ein Moslem im selben Haus – das gebe es in Dessau nicht, auch keine Kirchensteuerzahler, denen das Geld für die Kirche automatisch mit den Lohnsteuern abgezogen wird, denn in der DDR müssten die Gemeindeglieder ihr Kirchgeld selber zur Kirche bringen. Die Predigt sei meiner Ansicht nach in der „Sprache Kanaans“ verfasst, einer kirchlichen Sprechweise, wie sie besonders in frommen Kreisen üblich ist. Kirchenentwöhnte Zuhörer würden es schwer haben, diese Sprache zu verstehen.

Leider haben die Jugendlichen auf den Hinweis, auf die Situation der Menschen in ihrer eigenen Umwelt, der DDR, deutlicher einzugehen, meiner Meinung nach nicht ausreichend reagiert. Jens Kramer wich in der Predigt vom Konzept ab, Gott sei Dank. Aus der westdeutsch verfassten Rede wurde tatsächlich eine Anrede an die Jugendlichen in Dessau. Dass er die Pfarrer als „langweilig“ und „umtriebig“ beschrieb und die Gottesdienstbesucher als „Kanzelschwalben“ titulierte, steht auf einem anderen Blatt. Jens war gerade 18. Seine Unzufriedenheit mit der kirchlichen Praxis ließen ihn Worte finden, die seinem Alter entsprachen. Er ist seit Jahrzehnten selber Pfarrer, ein guter.

In Sitzungen mit den Jugendlichen wurde jeweils das Konzept besprochen und vom Gemeindegemeinderat von St. Johannis und St. Marien akzeptiert. In der Evangelischen Landeskirche Anhalts ist die demokratisch gewählte Vertretung der Mitglieder der Kirchengemeinde verantwortlich für das Gemeindeleben und den Gottesdienst.

Die gelbe Fahne vom Turm der Johanniskirche, die zum ersten Jugendgottesdienst einlud, war nicht zu übersehen. Johannes Tandetzki, der für In-

neres und damit auch für die Kontrolle der Kirchen eingesetzte Staatsfunktionär der Stadt Dessau, rief mich an: *Die Fahne erregt Anstoß und gefährdet den Verkehr, weil sie die Autofahrer ablenkt. Entfernen Sie die Fahne!* Ich erwiderte ihm, dass unser Gemeindegemeinderat mit dem Aufhängen der Fahne einverstanden sei und dass sie hängen bleibe.

Zum Gottesdienst versammelten sich über 600 Personen, darunter ca. 450 Jugendliche in der Johanniskirche. Kirchenschiff und Chorraum waren leer geräumt worden. Die Kirchenstühle hatten die Jugendlichen in den Ecken aufgetürmt. Ein großes Spruchband hing an der Empore: „Progressive Protestanten protestieren“. An den Wänden im Chorraum und an den Emporen waren Tafeln mit Stichworten angebracht, z. B. DDR, Liebe, Frieden, Leid, Krieg. Die Wirklichkeit des Alltags sollte in der Kirche präsent sein. Die Jugendlichen saßen auf Stuhlkissen, Decken, auf dem Boden oder standen. Es wurde geraucht. Während des ganzen Gottesdienstes überlagerten die Geräusche sich unterhaltender Jugendlicher die mit Lautsprechern verstärkten Darbietungen der Sprecher und der Band. Die von einer „Jugendband“ unter Leitung des Ziebigker Pfarrersohns Rainer Schmidt begleiteten, gemeinsamen Lieder wurden nur von wenigen mitgesungen.

Der Gottesdienst vollzog sich ohne jede Disziplinschwierigkeit und hatte, das ergab die Aussprache mit jungen Gottesdienstteilnehmern, ein positives Echo bei den jungen Leuten gefunden.

Die „Alten“: kirchliche Mitarbeiter, Gemeindegemeinderatsmitglieder, interessierte Gemeindeglieder, Pfarrer – kaum einer älter als 40 – saßen auf den Emporen der Kirche und natürlich auch uns unbekannte Männer, offensichtlich Mitarbeiter der Staatsicherheit. Letztere werden kaum von dem Geschehen erbaut gewesen sein: So viele junge Leute in der Kirche! Leider sind die Dessauer Akten des Staatssicherheitsdienstes vernichtet worden, so dass wir die Reaktion der staatlichen Organe auf den Gottesdienst nicht kennen.

Das dritte Gebot: „Du sollst den Feiertag heiligen!“ und die Geschichte vom Kämmerer aus dem Morgenland, der nach Jerusalem gekommen war, dort das Christentum kennen lernte und von Philippus getauft wurde (Apostelgeschichte 8, 26–39), waren der thematische Kern des Gottesdienstes. Ein Anspiel und die Predigt aktualisierten das Thema. Der Gottesdienst beschäftigte sich ausschließlich mit innerkirchlichen Problemen. Vor allem über die Gründe für den nach Meinung der Jugendlichen schlechten Kirchenbesuch wurde reflektiert. Die Gottesdienstbesucher wurden zur Kirche eingeladen. Das vollständige Konzept des Jugendgottesdienstes und eine Tonbandaufnahme sind erhalten geblieben (Anhang 1).

Nach dem Gottesdienst schickte Tandetzki nicht, wie sonst üblich, die Mitarbeiterin für Kirchenfragen ins Pfarrhaus, sondern zitierte mich zu sich ins Rathaus. Die Unterredung am 1. Dezember 1970 begann Tandetzki mit einem harmlosen Thema: St. Marien.

Das Kirchengebäude ist Eigentum unserer Kirchengemeinde. In die Ruine wurde ständig eingebrochen. Die Särge in der Grablege der herzoglichen Familie von Anhalt im unteren Teil des Turm waren aufgebrochen und geplündert worden. Kinder waren immer wieder in die Kirche eingedrungen und hatten die Ruhe der Toten gestört. Damit dieser schändliche Zustand beseitigt wird, hatte ich nach vielen vergeblichen Versuchen, die Kirche unzugänglich zu machen, schließlich vorgeschlagen, die Toten auf einem Friedhof zu bestatten. Tandetzki kündigte Abhilfe an. Er werde mich benachrichtigen.

Ich fragte ihn, welche Vorstellungen die Stadt über die Zukunft von St. Marien habe. Gerüchtweise sei mir zu Ohren gekommen, dass die Stadt die Ruine beseitigen wolle. Tandetzki entgegnete, dass bisher nichts entschieden sei, er persönlich sei der Meinung, die Ruine solle als Mahnmal gegen den Krieg erhalten bleiben. Auch hier sei mit einer baldigen Entscheidung zu rechnen. (Anhang 2)

Danach kam Tandetzki auf das eigentliche Thema zu sprechen. Er behauptete, dass es sich bei der Jugendveranstaltung nicht um einen Gottesdienst gehandelt habe. Der frühere Katholik meinte, im Gottesdienst müsse immer ein Pfarrer auftreten. Ich erklärte ihm, dass in der evangelischen Kirche eine Diskussion um die Gestalt des Gottesdienstes im Gange sei. Neue Formen würden ausprobiert. Ein von Jugendlichen gehaltener Gottesdienst sei nichts Besonderes mehr. Die Freiheit zur Ausarbeitung des Jugendgottesdienstes habe große Initiativen bei den Jugendlichen freigesetzt. Das Gottesdienstkonzept sei Kreisoberpfarrer Leopold Voigtländer vorgelegt und vom Gemeindegemeinderat genehmigt worden. Bei der Nachbesprechung des Gottesdienstes seien die Jugendlichen selber darauf gekommen, dass der nächste Jugendgottesdienst ohne Zigarettenqualm stattfinden müsse. Wir hätten mit 200 Teilnehmern gerechnet und seien von dem starken Zuspruch überrascht worden.

Tandetzki blieb bei seiner Meinung. Er müsse Ordnungsmaßnahmen ergreifen 1. wegen der nicht genehmigten Werbung (Fahne vom Turm), 2. wegen des nicht genehmigten Auftritts einer Musikkapelle im Gottesdienst, 3. aus brandpolizeilichen Gründen wegen des Rauchens in der Kirche. Nach der Veranstaltungsverordnung der DDR sei 4. eine nichtgottesdienstliche Veranstaltung in einem Kirchenraum genehmigungspflichtig. Er wolle aber das gute Verhältnis zwischen Staat und Kirche unbedingt erhalten. Die Johanniskirche sei die Bischofskirche Anhalts. Er frage sich aber, wer in dieser Kirche be-

stimme: Der Kirchenpräsident oder Pastor Radeloff? (Dr. Martin Müller war gerade als Kirchenpräsident von Dr. Eberhard Natho abgelöst worden. Er hatte sich in der Gemeindekirchenratssitzung für den Jugendgottesdienst ausgesprochen.) Tandetzki kritisierte besonders, dass während des Gottesdienstes neben dem an den Emporen angebrachten Poster mit der Aufschrift „DDR“ ein anderes mit der Aufschrift „Leid“ zu sehen gewesen sei.

Ich erwiderte, dass für den Jugendgottesdienst nur durch Weitersagen geworben worden sei, wenn man von der vom Gemeindekirchenrat genehmigten Fahne vom Turm absehe. Es habe weder Werbezetteln noch Plakate gegeben. Diese hätten nach unseren Erfahrungen ohnehin keine Druckgenehmigung bekommen. Es seien nur religiöse Lieder von Laienmusikern vorgetragen und gesungen worden. Die müsse man nicht der Gesellschaft zur Wahrung der Aufführungsrechte (AWA) melden. Der Jugendgottesdienst habe alle Kennzeichen eines christlichen Gottesdienstes gehabt: Verkündigung des Wortes Gottes, Gebet, religiöse Lieder und sei deswegen nach DDR-Recht weder anmelde- noch genehmigungspflichtig. Stilfragen seien in unserer Kirche kontrovers, doch Neues nicht verboten. Ich bot Tandetzki schließlich an, mich als den für den Gottesdienst verantwortlichen Pfarrer zu bestrafen und lud ihn zum nächsten Jugendgottesdienst in der Heiligen Nacht ein mit dem Hinweis, dass unsere Gottesdienste immer öffentlich seien und jeder kommen könne.

Es gab keine Strafen für die hauptamtlichen Kirchenleute. Doch im Hintergrund wurde die Staatssicherheit aktiv. In den Schulen wurden Jugendliche von Lehrern und Schulleitern wegen der Teilnahme am Jugendgottesdienst zur Rede gestellt.

1.3.2. Zweiter Jugendgottesdienst in der Christnacht 1970

Über diesen Gottesdienst habe ich dem Dezernenten für Jugendarbeit der Anhaltischen Landeskirche, Oberkirchenrat Siegfried Schulze, am 4.1.1971 den folgenden Bericht geschrieben:

Eine übergemeindliche Gruppe Dessauer junger Christen zwischen 18 und 25 hat unter enthaltsamer Begleitung von Gemeindebetreuern unserer Landeskirche einen Gottesdienst gestaltet, der in der Heiligen Nacht zwischen 23.30 und 2.30 Uhr von ungefähr 400 Menschen miterlebt wurde. Über dreihundert von ihnen waren zwischen 17 und 25 Jahren alt. Der Rest gehörte zumeist mittleren Jahrgängen an. Von den jungen Erwachsenen bezeugten in der Diskussion viele ihre Unkirchlichkeit. Kenner behaupten, etwa die Hälfte der Gottesdienstteilnehmer habe sich aus Nichtkonfirmierten zusammengesetzt. Die in den jungen Gemeinden versorgten und gerade konfirmierten Jugendlichen fehlten.

Zu dem Gottesdienst in der Heiligen Nacht war in dem „Progressiven Gottesdienst“ am 1. November und auf drei von Jugendlichen gemalten Plakaten an Johanniskirche und -pfarrhaus eingeladen worden. Die Plakate mußten nach einer Woche auf Anordnung des Rates der Stadt entfernt werden, weil angeblich Bürger unserer Stadt durch die Ankündigung „Progressiver Weihnachtsgottesdienst“ an den Jugendgottesdienst vom 1. November erinnert würden. Und eine Wiederholung des Gottesdienstes vom 1. November könne es nicht geben.



„Jugend“ wurde durch „Weihnachts“ ersetzt.

Das Konzept des Gottesdienstes in der Heiligen Nacht, das vom zuständigen Gemeindekirchenrat akzeptiert und der Abteilung Kirchenfragen beim Rat der Stadt Dessau bekannt gemacht worden war, sah ein Krippenspiel vor, das der nachfolgenden Diskussion die Themen geben sollte. Der Gottesdienst schloß mit einer Abendmahlsfeier. Eine Schlaggitarre mit elektronischer und stimmlicher Verstärkung versuchte vergeblich, neuentstandene geistliche Gesangsstücke mit den Anwesenden zu konzertieren. Unbeleuchtete Weihnachtsbäume und kalte Kerzen animierten die 150 auf dem Fußboden Sitzenden und die anderen auf den Stühlen Etablierten in der gut geheizten, völlig rauchfreien Johanniskirche nicht, religiös zu singen.

Während eine Jugendliche die Weihnachtsgeschichte nach Luther abschnittweise vorlas, spielten 20 Jugendliche, historisch angezogen, schweigend das Weihnachtsgeschehen. Sie legten keine Wertung in ihr Spiel. Die Menge lauschte aufmerksam und sah still zu.

Die Abschnitte der Weihnachtsgeschichte wurden von zwei Sprechern aktuell interpretiert. Dias unterstrichen die Aussagen. Beispiel: Interpretation der Verse: „Da machten sich auch auf Josef ...“: Da machten sich die Menschen auf, um Weihnachten zu feiern. Und die einen feierten es auf gut bürgerliche Art ... (Die Weihnachtsstube von Ludwig Richter). Andere hatten nichts zu feiern ... Vietnamesisches Flüchtlingslager ... Hungernde (jeweils dazu Dias) ... Weihnachten der Außenseiter in aller Welt. Zu diesen Außenseitern gehören die sozial Schwachen, die Alten und die Einsamen, die es auch in unserer Stadt gibt. Nehmen wir uns die Zeit, uns um sie zu kümmern?

Die Diskussion, an der sich gut 200 eine Stunde lang beharrlich beteiligten, war unkonzentriert und schlecht geleitet. Die Themen des Krippenspiels spielten nur am Rande eine Rolle. Zwei Fragen dominierten: Was ist christlicher Humanismus? Was heißt an Gott glauben? Es kam zu einem lebhaften Meinungs austausch zwischen Atheisten und Christen. Kirchliche Funktionäre beteiligten sich an der Diskussion genau so wenig wie anwesende Mitglieder der Dessauer Stadtverordnetenversammlung.

An der frühen Abendmahlsfeier, die auf Anordnung des Kreisoberpfarrers (Leopold Voigtländer) der Gemeindepfarrer (ich) gerne leitete, was die gegen Autorität allergischen Mitglieder der Leitungsgruppe der Jugendlichen respektieren mußten, nahmen alle am Gottesdienst aktiv Beteiligten und einige andere, zusammen genau 60, teil.

Während der Diskussion entdeckten die Jugendlichen einen großen Nachholbedarf an theologischer Information. Sie wollen sich jetzt in Seminaren von Fachleuten schulen lassen, um fähig zu werden, ihr Wissen anderen Jugendlichen zu vermitteln. Auf die Frage nach Gott muß die Antwort gefunden werden, die auch Atheisten verstehen.

Folgende Aktionen wurden durchgeführt: Hilfe im Heinrichshaus, einem kirchlichen Heim für geistig behinderte Männer in Großpaschleben, Fensterstreichen im städtischen Feierabendheim in der Breiten Straße. Die Fenster wurden gestrichen. Kirchliche Mitarbeiter unserer Gemeinde und ich haben mitgeholfen.

In meinen Akten fand ich das Konzept für die Texte beim Anspiel der Jugendlichen. Es ist im Anhang 3 wiedergegeben.

1.3.3. Dritter Jugendgottesdienst am Ostersonntag 1971

In meinen Akten fand ich einen Bericht für den Landeskirchenrat, den ich unmittelbar nach dem Gottesdienst geschrieben habe:

Zu einem „Aktuellen Gottesdienst“ am Ostersonntagnachmittag, um 14.30 Uhr, hatte eine übergemeindliche Dessauer Jugendgruppe in die Johanniskirche eingeladen. Der Einladung waren 425, zumeist Jugendliche zwischen 17 und 25, gefolgt.

Die Jugendlichen hatten die Kirche mit selbst angefertigten Ostereier-Plakaten behängt, auf denen die Gegensätze in unserer Zeit auf Fotos zu sehen waren: Hunger und Reichtum, Unterentwicklung und Industrialisierung, Krieg und Frieden. Zwei farbenfrohe große Plakate hatten den Alltag mit seinen vielen Einflüssen auf den Menschen und die Unterdrückung des Menschen zum Thema. Alle Kosten des Gottesdienstes hat die Gruppe selber getragen.

Der Gottesdienst begann mit dem gelungenen Auftritt einer Band aus jungen Laienmusikern, die dann auch während des Gottesdienstes geistliche Pop-Improvisationen und neue Lieder spielten, die zwar beklatscht, aber nicht mitgesungen wurden.

Drei Sprecher umrissen nach einer frei übersetzten Schriftlesung (Galater 5, 1ff) in einem halbstündigen Referat das Thema „Vom Osterei zu Jesus“. Das Osterei sei „unsere reale Wirklichkeit“, hieß es in dem Referat. „Mit dem Osterei leben, heißt: abhängig sein von Maschinen, Systemen, Menschen und Ideologien ... Man verkauft sich, damit man in vermeintlicher Ruhe, vermeintlicher Sicherheit, vermeintlichem Glück und dem zu nichts verpflichtenden Nicht-Denken-Müssen lebt ... Man wird degradiert vom Menschen zum Wesen ... Mit Jesus Christus leben, heißt: einen lebenslangen Kampf nach innen führen, gegen sich selbst, gegen Willenlosigkeit und Kleinglauben und den inneren Schweinehund, für mehr Zivilcourage und Einsatz für den Mitmenschen – und nach außen für Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit, gegen Diskriminierung, Unterdrückung und Ursachen der Not.“

Dem Referat schloß sich ein einstündiges Gespräch in sieben Gruppen an, die von jeweils zwei Jugendlichen geleitet wurden. Die Vorbereitungsgruppe hatte überspitzte Thesen für das Gespräch formuliert, die die Diskussion ankurbelten. Die Intensität und Qualität der Gespräche in den Gruppen war naturgemäß unterschiedlich. In den meisten Gruppen kam es zum Gespräch zwischen Nichtchristen und Christen um Überzeugungsfragen. Die Diskussionsteilnehmer waren mit den Gesprächen im Allgemeinen zufrieden. Aus den Gruppengesprächen wurde im Plenum kurz berichtet. Der Gottesdienst schloß gegen 17 Uhr mit Gebet und Vaterunser. Im Kasten am Ausgang der Kirchen fanden sich 233 Mark für das Antirassismusprogramm.

Nach dem Gottesdienst hatten sich über hundert Jugendliche zu weiterer Zusammenarbeit schriftlich bereit erklärt. Deswegen hat sich die Leitungsgruppe entschlossen, mehrere (wahrscheinlich fünf) regionale übergemeindliche Jugendgruppen in Dessau zu bilden, in denen vor allem über die gesellschaftsformende Kraft des christlichen Glaubens nachgedacht werden soll. Außerdem wird der wiederholt vorgebrachte Vorwurf gegen den Inhalt des Gottesdienstes, er sei christliche Ideologie, durchdacht werden müssen. In den regionalen Jugendgruppen sollen dann auch „Aktionen“ geplant und durchgeführt werden, z. B. Altenhilfe, Arbeit im Heinrichshaus, Vorbereitung des nächsten aktuellen Gottesdienstes am 6. Juni, 14.30 Uhr, in St. Johannis.

Eine Einwirkung staatlicher Stellen hat es nach dem Gottesdienst in der Heiligen Nacht, vor dem aktuellen Gottesdienst am Ostersonntag und bis zur Stunde nicht gegeben. Zu einer Einmischung gibt es auch keine Veranlassung.

Der Gemeindekirchenrat von St. Johannis und St. Marien hatte Inhalt, Gestaltung und Werbung einmütig bestätigt. Das Hissen einer Werbefahne vom Turm der Johanniskirche – wie zum Gottesdienst am 1. November 1970 – wurde nach langer Debatte mit knapper Mehrheit abgelehnt.

Nach meiner Informationen ist es in den letzten Tagen zu abenteuerlichen Gerüchten über die Jugendlichen gekommen, die offenbar von Gemeindegliedern weitergegeben werden, die vergessen haben, daß sie auch einmal jung gewesen sind.

Diese Gerüchte beziehen ihre Nahrung anscheinend aus dem oft pubertären Verhalten der Jugendlichen Erwachsenen gegenüber und aus einem Ereignis in der Nacht vom Karfreitag zum Karsamstag.

Sieben Jugendliche hatten bis gegen 2 Uhr morgens an Plakaten für den aktuellen Gottesdienst in der Johanniskirche gearbeitet und waren beim Verlassen der Kirche von einer Polizeistreife kontrolliert worden. Die Polizisten hatten in den Jugendlichen Einbrecher vermutet (in Jakobus soll in letzter Zeit ein Tonbandgerät gestohlen worden sein). Sie konnten sich an Ort und Stelle über die Arbeit der Jugendlichen informieren und setzten ihren Streifen gang fort. Niemand wurde vorgeladen oder verhört. Niemand kam zu Schaden.

Im Gottesdienst wurden Faschismus, Rassismus, Kolonialismus und Konservatismus kritisiert. Das geschah ganz im Sinne der DDR. Nicht akzeptabel aber werden die observierenden Stasileute diese Sätze gefunden haben:

Da ist die Idee des Fortschritts, die Idee, es werde uns durch die Erfindungskraft des menschlichen Geistes nur immer besser und besser gehen, ohne Ende, ohne Rückschlag. Da ist die Idee, man könne durch die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, etwa durch Abschaffung des Eigentums an Produktionsmitteln den Menschen bessern ... Da ist die Idee, man könne

die sozialen Probleme mit den Gedanken und den Mitteln des Klassenkampfes lösen, wie man ihn vor 50 Jahren geführt hat ... Alle diese Ideen und Versuche sind nicht zeitgemäß, weil sie nicht zur Kenntnis nehmen wollen, daß die Welt anders geworden ist. Dennoch haben sie heute noch Macht und bringen viele von uns in Bewegung. Diese Versuche und Ideen werden aber an der Zeit scheitern.

Das ist eine harsche Kritik an den ideologischen Grundlagen des DDR-Staates. Sie erscheint im dritten Gottesdienst der Jugendlichen zum ersten Mal mit solcher Deutlichkeit. Sie sollte sich noch klarer im vierten und letzten Gottesdienst artikulieren.

Der Dispositionsentwurf der drei Sprecher in dem Ostergottesdienst ist erhalten geblieben. Er findet sich im Anhang 4.

In dem Jugendgottesdienst zu Ostern hat Jens Kramer eine Predigt gehalten; wieder mit kritischen Äußerungen gegen Pfarrer und Kirche. Sie ist nicht mehr vorhanden. Von dieser Predigt ist in einem Brief die Rede, den ich Jens am 14.4.1971 in den Urlaub geschickt habe:

Lieber Jens!

Nach dem Jugendgottesdienst bist Du schnell in den Urlaub gefahren. Wir kamen nicht mehr dazu, über den Gottesdienst zu sprechen. Du wolltest aber, daß ich Dir sage, wie er mir gefallen hat. Weil ich aber selber Ferien mache, wenn Du aus dem Urlaub kommst, schreibe ich Dir.

Ich fand den Gottesdienst prima. Ihr hattet ihn gut vorbereitet. Wir hatten Euch das in der Gemeindekirchenratssitzung schon bestätigt. Und es ist schon eine gute Sache für einen Pastor, an einem Gottesdienst teilzunehmen, ohne ihn halten zu müssen.

Aber du wolltest ja sicher wissen, ob mir gefallen hat, was Du über die Kirche sagtest. Ich habe es noch im Ohr: „Die Kirche und ihre Schwarzkittel sind verstaubt und konservativ. Alle Christen müßten fröhlicher, aufgeschlossener und nicht so langweilig sein!“

Das und noch mehr stand nicht in dem Konzept, das wir in der Gemeindekirchenratssitzung besprochen hatten. Du hast Dir ganz schön Luft gemacht und Dich richtig in Zorn geredet!

Von der Diskussion nach dem Gottesdienst warst Du enttäuscht. Man sah es Dir an. Niemand stimmte in Deine Kirchenkritik ein. Dabei hast Du ausgesprochen, was viele denken. Aber wie Du es formuliert hast, kam es nicht an. Du hast in Deiner Predigt geschimpft, Du bist zornig gewesen über die Kirche, und das heißt über Deine Zuhörer und über Dich selbst. Nach deinem Zornesausbruch hast Du gesagt, alle Wege der Kirche sollten Wege zu Christus sein. Das ist richtig, aber nicht konkret. Wie solcher Weg aussieht, hast Du nicht gesagt.

Drei von Deinen kritischen Bemerkungen über die Kirchen haben sich mir besonders eingeprägt.

Du meinstest, die Verantwortlichen in der Kirche machen sich Illusionen über den Zustand der Kirche. Sie müßten doch eigentlich mitgekriegt haben, daß die Kirchen leer und die Mitarbeit der Gemeindeglieder schlecht sei. Trotzdem unternähmen sie nichts, was diesen Zustand ändert. Das stimmt nicht! Jeden Sonntag werden in jeder Kirche die Gottesdienstteilnehmer gezählt. Jedes Jahr beantworten wir statistische Fragen. Fachleute analysieren den gesamten Lebensbereich der Kirche. Neue Ideen werden ausprobiert. Bei uns sind an jeden Gottesdienst Laien mitbeteiligt. Du weißt das. Illusionen haben wir keine, und unternommen haben wir manches. Aber ein Rezept für volle Kirchen und gute Christen haben wir nicht.

Gewundert habe ich mich darüber, daß Du in Deiner Ansprache sagtest, die Kirche würde lebendiger, wenn wir moderne Gottesdienste hielten und neue Lieder sängen. Du müßtest es eigentlich besser wissen. Was haben wir nicht alles ausprobiert! Viele haben in unseren Gottesdiensten mitgemacht. Aber wenige sind bei der Kirche geblieben. Die Massen haben wir nicht erobert. Das ist vor 2000 Jahren nicht einmal Jesus und den Aposteln gelungen. Und wenn ich an das Singen im letzten Jugendgottesdienst denke: Wenn die Band nicht laut gespielt hätte, wäre es in der Kirche ziemlich leise gewesen. Die meisten sangen gar nicht mit. Moderne Gottesdienst und Lieder sind kein Garantieschein für eine lebendige Gemeinde.

Frei aus dem Ärmel schütteltest Du auch den Vorwurf, die Kirche sei an der Vergangenheit orientiert und sperre sich gegen neue Entwicklungen in Wissenschaft und Gesellschaft. Das hören wir oft. Richtig ist: Wir Christen sollten offen sein für Neues. Weil wir aber daran glauben, daß Christus diese Welt neu machen wird, darfst Du von uns nicht verlangen, daß wir alles für gut halten, was neu ist. Und für die Dummheiten der vergangenen Kirchengeschichte kann man uns heutige Christen nicht verantwortlich machen. Es sei denn, war begehen dieselben alten Fehler.

Bei der Predigtvorbereitung stieß ich auf ein gutes Rezept für uns, das Richtige richtig zu tun: zuerst zuhören, dann überlegen, dann erst reden. Und möglichst überhaupt nichts im Zorn sagen. Das steht etwa so im Jakobusbrief 1, 19–20. Lies es mal! Du hast Deine Bibel sicher bei Dir. Ich denke mir, daß die Kirche besser, moderner und attraktiver wird, wenn wir Christen besser werden.

*Ich wünsche Dir gute Erholung von Arbeit, zu Hause und Kirche und grüße Dich herzlich
Dein A. R.*

1.3.4. Vierter Jugendgottesdienst am 6. Juni 1971

Bei den Gesprächen nach dem Jugendgottesdienst zu Ostern war beklagt worden, dass man sich in der Kirche nicht mit gesellschaftlichen Fragen auseinandersetze. Der letzte „aktuelle Gottesdienst“ am Sonntag, dem 6. Juni 1971, um 14.30 Uhr, nahm das Thema auf. Die Jugendlichen hatten sich intensiv auf diese Thematik vorbereitet. Leider haben wir in unseren Unterlagen nichts über Beteiligung, Lieder, Ausstattung der Kirche und Echo finden können.

Die im Wechsel gehaltene Argumentation ist erhalten geblieben und das Konzept der Ansprache, die Jens Kramer nach dem Gottesdienst an den Jugendkreis gerichtet hat. Der Gottesdienst beginnt mit einem Dialog zwischen einem Marxisten, einem Christen und einem Mitläufer, unterbrochen von einem Informator, der Autoritäten zitiert. Wegen des brisanten Inhalts wird dieser Dialog über die Kirche und den DDR-Staat hier wörtlich wieder gegeben.

Ausgangsfrage: „Hat die Kirche noch ein Recht und eine Aufgabe in unserer Gesellschaft?“

1. Seit Marx und Lenin ist die Kirche überflüssig und gesellschaftlich überholt.

Informator: Karl Marx definierte: „Das religiöse Elend ist in einem der Ausdruck des wirklichen Elends und in einem die Protestation gegen das wirkliche Elend. Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes.“

Lenin sagt über das Verhältnis der Arbeiterpartei zur Religion: „Der Marxismus betrachtet alle heutigen Religionen und Kirchen, alle religiösen Organisationen stets als Organe der bürgerlichen Reaktion, die die Ausbeutung verteidigen und Arbeitersklaven verdummten und umnebeln sollen.“

Marxist: Die Sätze von Marx und Lenin entsprechen den Gesetzen vom Fortschritt der Menschheit. Marx und Lenin haben recht. Der Marxismus-Leninismus ist die einzige Weltanschauung, die den Fortschritt zum Ziel hat. Die negative Rolle von Kirche und Religion ist klar.

- (1) In Westdeutschland ist das Antirassismusprogramm der Kirchen abgelehnt worden.*
 - (2) Christen kämpfen in Vietnam. Wo bleibt das Gebot: Du sollst nicht töten?*
 - (3) Die Kirchen arbeiten nicht sozial. Der Papst hat in seiner Enzyklika „Humanae vitae“ den Gebrauch der Anti-Baby-Pille verboten. Wie soll aber in Indien der Hunger gesteuert werden?*
-

(4) Die Kirchen waren immer auf der Seite der Ausbeutung. Die Kirche redet seit 2000 Jahren von Liebe, und keine Liebe hat sich verwirklicht. Im Gegenteil, der Klassenkampf ist immer stärker geworden. Die Kirche hat selbst Kriege geführt.

Mitläufer: Meine Fragen schließen sich da an: Wo ist denn der Gott der Christen? Der Mensch hat den Weltraum erreicht, und kein Gott ist zu sehen. Hat es Jesus Christus überhaupt gegeben? Hat Gott seinen „Heiligenschein“ nicht von Menschen bekommen? Und die Geschichte der Kirche zeigt doch, daß die Christen nicht besser waren als alle anderen auch.

Christ: Erstaunlich ist – wenn Jesus Christus nicht gelebt haben soll – daß es dann noch heute Christen gibt. Und wenn gefragt wird: „Wo ist euer Gott?“, frage ich zurück: Welchen Gott meint ihr? Das wußte schon vor Marx Immanuel Kant, daß der Gott nicht zu beweisen ist, den ihr euch so harmlos als alten Mann im Himmel vorstellt.

Die Kirche hat in ihrer Geschichte versagt. Sie hat tatsächlich Kriege geführt, um ihren Glauben durchzusetzen. Aber die Kirche besteht heute nicht deswegen, weil sie früher Kriege führte, sondern weil es Mensch in ihr gab und gibt, die die Liebe, die Jesus uns vorgelebt hat, praktiziert haben.

Als die Kirche im Mittelalter auf der Höhe ihrer Macht war, trat Franziskus von Assisi auf, um die Armut und die Nächstenliebe konkret zu leben.

Meine Frage: Ist die Kirche heute die Kirche des Mittelalters? Macht ihr es euch nicht zu leicht, wenn ihr uns mit unseren Fehlern meißt? Habt ihr Marxisten nicht auch Fehler gemacht, etwa in der Stalinzeit? Kommen wir weiter, wenn wir uns Dinge vorwerfen wollen, die nicht mehr sind?

2. Wieso gibt es noch Kirche in der DDR?

Mitläufer: Wieso gibt es noch Kirchen in der DDR, in unserer sozialistischen Gesellschaft? Die Rolle der Kirche ist eine negative in der bisherigen Geschichte gewesen. Sie hindert, wenn man konsequent zu Ende denkt, den Aufbau des Sozialismus.

Das Vorhandensein der Kirche zeugt von der sozialistischen Demokratie, aber die Rolle der Kirche ist historisch überholt. Sie stammt noch aus Zeiten, in denen die gesellschaftlichen Verhältnisse ganz anders waren.

Informator: Hermann Matern stellt 1969 fest: „Die KPD hat ... unter den Bedingungen des faschistischen Terrors in ihrer Einschätzung der Rolle der Kirchen berücksichtigt, daß auch unter den Gläubigen aller Konfessionen, ja selbst Leitungen der Kirche, der antifaschistische Gedanke vorhanden war. Und die Geschichte hat uns recht gegeben.“

Einige Seiten später sagt Hermann Matern: „Die Prinzipien, die auch nach der Zerschlagung des Hitlerfaschismus verwirklicht wurden, bestanden in Folgendem:

1. Marxisten und Christen verbinden im Kampf gegen den deutschen Imperialismus gemeinsame Lebensinteressen.
2. Die Unterschiede in der Weltanschauung sind kein Hinderungsgrund für das Zusammenwirken von Marxisten und Christen im Kampf um die Demokratie und Frieden und gesellschaftlichen Fortschritt.
3. Die Marxisten werden beim Aufbau eines demokratischen Deutschlands für legale Möglichkeiten der Arbeit der Kirchen eintreten und ihre Mitarbeit bei der Gestaltung eines neuen, besseren Deutschlands anstreben.“

Marxist: Das trifft zu. Einige Christen haben mit gegen Hitler gekämpft. Das erkennen wir an. Aber es gab auch genügend Christen, die für Hitler waren.

Christ: Viele Marxisten sind rechtzeitig aus Deutschland emigriert.

Marxist: Die Christen haben sich nicht gegen den Faschismus gewehrt, z. B. Eugen Gerstenmaier oder Bischof Otto Dibelius. Hermann Matern hat in der eben zitierten Rede auch gesagt, daß die KPD die Führungsrolle im Kampf gegen den Faschismus innehatte und daß es der KPD gelang, christliche Menschen in den Widerstand hineinzunehmen; dann Matern sagt in seinem Buch:

Informator: „Ihrer Rolle als führendes Zentrum im antifaschistischen Widerstandskampf wurde die KPD unter den damaligen Bedingungen gerecht, indem sie ... Zusammenhänge in den Blickpunkt der Christen rückte, die geeignet waren, den Kampf der christlichen Hitlergegner aus ... der Enge kirchlichen Abwehrkampfes herauszuführen.“

Christ: Ich möchte betonen, daß die Christen ihren Widerstandskampf nicht für die Kirche getan haben und daß der Abwehrkampf der Christen vom Evangelium Jesu Christi, nicht aber von der Führungsrolle der KPD her geführt worden ist. Schon 1934 wird in einem Teil der Christenheit in Deutschland in der Theologischen Erklärung von Barmen festgestellt:

Informator: „Wir verwerfen die falsche Lehre, als wolle und könne der Staat über seinen besonderen Auftrag hinaus die einzige und totale Ordnung menschlichen Lebens werden und also auch die Bestimmung der Kirche erfüllen.“ (5. These)

Christ: Vom Evangelium her haben sich Paul Schneider und Dietrich Bonhoeffer entschlossen, sich gegen den Nationalsozialismus in Deutschland zur Wehr zu setzen. Paul Schneider ist seiner Predigt wegen von den Faschisten im KZ Buchenwald umgebracht worden. Dietrich Bonhoeffer hat aktiv gegen den Wahnsinn eines Weltkrieges gearbeitet und die Verschwörung des 20. Juli 1944 gegen Hitler unterstützt. Er hat als Theologe den dort mitar-

beitenden Christen klargemacht, daß sie das Recht und die Pflicht haben, gegen Hitler zu kämpfen. Bonhoeffer starb im KZ Flossenbürg. Beide, Paul Schneider und Dietrich Bonhoeffer, haben keine Anleitung von der KPD erhalten. Sie haben aber in der gleichen Richtung wie die KPD gekämpft.

Meine Frage ist, ob dieser Kampf gegen den Hitlerfaschismus die einzige Grundlage ist für die Arbeit der Kirche in der DDR und für die Mitarbeit im sozialistischen Staat.

Mitläufer: Dieser Kampf liegt hinter uns, die Zeiten haben sich gewandelt. Die Rolle der Christen ist historisch überholt. Der Marxismus ist die einzige gültige und fortschrittliche Weltanschauung.

3. Ist Kirche noch möglich?

Informator: In der Verfassung der DDR von 1949 steht im Kapitel 5 über Religion und Religionsgemeinschaften: Artikel 41: „Jeder Bürger genießt volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. Die ungestörte Religionsausübung steht unter dem Schutz der Republik ... Es bleibt das Recht der Religionsgemeinschaften, zu den Lebensfragen des Volkes von ihrem Standpunkt aus Stellung zu nehmen, unbestritten.“

Christ: Diese Sätze sind gut und schön, jedoch gilt seit drei Jahren eine neue Verfassung.

Informator: In der Verfassung der DDR von 1968, Artikel 39 heißt es: „(1) Jeder Bürger der DDR hat das Recht, sich zu einem religiösen Glauben zu bekennen und religiöse Handlungen auszuüben. (2) Die Kirchen und anderen Religionsgemeinschaften ordnen ihre Angelegenheiten und üben ihre Tätigkeit aus in Übereinstimmung mit der Verfassung und den gesetzlichen Bestimmungen der DDR.“

Marxist: Die neue Verfassung zeigt deutlich, welche Rolle die Kirche in unserer Gesellschaft hat. Sie ist zur Befriedigung religiöser Bedürfnisse da. Wer als Staatsbürger meint, noch etwas mehr zu brauchen, kann in die Kirche gehen. Eine besondere Aufgabe haben die Kirchen in unserem Staat nicht. Auf keinen Fall können sie zwischen den Fronten stehen und in kritischer Distanz bleiben, wie schon Paul Verner in seiner Rede am 8. Februar 1971 sagte. Die Kirchen können unser System nur bejahen, oder sie gehören dem imperialistischen Weltssystem an, das abgewirtschaftet hat.

Informator: „Die Partei erstrebt ... die faktische Befreiung der werktätigen Massen von den religiösen Vorurteilen, wozu sie die umfassendste wissenschaftlich aufklärende und antireligiöse Propaganda organisiert. Dabei ist sorgfältig jede Verletzung der Gefühle der Gläubigen zu vermeiden, da sie lediglich zur Stärkung des religiösen Fanatismus führt.“

Mitläufer: Die Kirche ist für die – einfach gesagt –, die noch an Traditionen hängen, die eigentlich schon längst überholt sind. Im Grunde genommen ist in unserer Gesellschaft keine Kirche mehr nötig. Die sozialistische Gesellschaft wird von der Partei der Arbeiterklasse, der SED, aufgebaut. – Beatmusik in der Kirche ist billige Methode, um Dumme zu fangen.

Christ: In der Kirche wird keine Beatmusik gespielt. Sie hört sich für manche vielleicht so an. Die Kirche hat keine Aufgabe mehr nach eurer Meinung? In unserem Staat soll eine ideale Gesellschaft verwirklicht werden, wie sie Marx zu beschreiben versucht hat. Diese ideale Gesellschaft ist dem Reiche Gottes ähnlich, das Jesus Christus 1900 Jahre vor Marx bereits angekündigt hat und in seiner Person vorgelebt hat. Es handelt sich um eine „menschliche“ Gesellschaft, die angestrebt wird, die das Ziel unserer Bemühungen ist.

Meine Frage: Wenn es um „menschliche“ Gesellschaft geht, kann dann ein System über den Menschen hinweggehen? Eine menschliche Gesellschaft ist nur mit Menschen, nicht mit einem System zu verwirklichen.

4. Ist Mitarbeit nötig?

Mitläufer: Eine Mitarbeit der Kirche ist nicht notwendig. Die Aufgabe der Kirche in unserer Zeit kann nur die Befriedigung religiöser Bedürfnisse sein.

Marxist: Eine objektive Notwendigkeit der Mitarbeit besteht nicht. Durch die historischen Umstände existiert die Kirche noch, aber sie kann nur mitwirken, wenn sie die progressive Richtung der SED bejaht und sich rückhaltlos darin einordnet. Eine Kritik in Bezug auf die Partei ist nicht notwendig, da sie im dialektischen Prozeß sich selbst ausreichend kritisiert.

Christ: Diese letzten Sätze würde ich bestreiten: Jesus Christus hat das Reich Gottes nicht dadurch verwirklicht, daß er ein bestimmtes System bejaht hat. Er hat stets Anfragen gestellt an die Gesellschaft, in der er lebte. Wenn die Kirche eine Kirche Jesu Christi bleiben will, so muß sie kritisch bleiben, sonst verrät sie um ihrer Ruhe willen den Auftrag, den sie bekommen hat.

Wenn Christen in Vietnam kämpfen, so tun sie das nicht des Reiches Gottes wegen, sondern weil sie dazu gezwungen werden. In dem Land, das gegen Vietnam kämpft, gab es aber auch den Aufruf zum gewaltlosen Widerstand eines Martin Luther King. Der Friedensruf der christlichen Kirche gilt nicht in einer speziellen Situation, sondern stets und überall.

Die Aufgabe der Kirche war in der Verfassung der DDR von 1949 noch deutlich: Die Kirchen konnten zu den Lebensfragen Stellung nehmen. Die Verfassung von 1968 kennt diese Möglichkeit nicht mehr. Wird damit der Kirche das Recht zur Mitgestaltung der sozialistischen Gesellschaft in der DDR abgesprochen?

Die Aufgabe der Kirche kann es von ihrem christlichen Auftrag her nicht sein, alles bedingungslos zu bejahen. Dann wäre die Kirche tatsächlich nicht mehr notwendig, dann könnten alle Menschen der Partei angehören. Diese Situation ist aber so nicht, und deshalb muß ein Gespräch möglich sein zwischen Marxisten und Christen über unsere Gesellschaft, über die Ziele und über die Verwirklichung dieser Ziele.

Soweit das Konzept, dessen Inhalt die Schwierigkeiten von Christen und Kirche dem DDR-Staat gegenüber deutlich macht. Für die, die die Macht haben, ist die Kirche ein Überbleibsel aus der historischen Mottenkiste: Die Kirche darf vorläufig noch weiter existieren für die Menschen, die „religiöse Betreuung“ brauchen. Diese religiöse Betreuung von Menschen, die in der Vergangenheit verhaftet sind, ist nach der neuen DDR-Verfassung die einzige erlaubte Betätigung der Kirche. Der sozialistische Staat stellt die Kirche damit ins gesellschaftliche Abseits und ins historische Aus.

Klar und offen stellen die Jugendlichen sich dagegen. Jens Kramer schrieb mir in einem Brief: *Und ich hatte den Eindruck, daß viele andere mit mir dabei waren, die ihre Gründe hatten, nicht in einem Totenhaus zu verkommen und nicht nur das Funktionieren und das Dahinvegetieren nach vordefinierten Bedürfnissen lernen zu sollen. Die Kirche war mir – und vermutlich auch ihnen – ein Raum der Freiheit.* Die Position des Staates DDR der Kirche gegenüber in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit offen zu diskutieren, war nicht möglich. Zeitungen und elektronische Medien verschwiegen das Thema. „Kirche und Gesellschaft“ in einem öffentlichen Gottesdienst, das war 1971 neu, mutig und wegen der allgegenwärtigen Stasi gefährlich.

In den darauffolgenden Jahren ist es gelegentlich zu Gesprächen zwischen DDR und Kirche gekommen. Als die Demonstranten im Herbst 1989 grundlegende Veränderungen forderten und Egon Krenz, der neue Staatsratsvorsitzende, seine Partei aufforderte, sich dem Volk zuzuwenden (das Wort „Wende“ ist ein SED-Wort!) und Gesprächsforen anzubieten, hörten wir von den SED-Leuten: „Wir können über alles reden, nur nicht über den Sozialismus.“ Das bedeutete: Kritik über „manche Erscheinungsformen des Sozialismus“ wurde gnädig erlaubt, doch die sozialistischen Grundprinzipien durften nicht angegriffen werden. Aber gerade über den Sozialismus wollten die Menschen sprechen. Und sie taten es. Auf Spruchbändern konnte man lesen: „Nie wieder Sozialismus!“

Überhaupt nicht mit sich reden ließ Margot Honecker, die Ministerin für das Bildungswesen der DDR. Sie hat bis zum Ende der DDR jedes Gespräch mit Vertretern der Kirche über Schule und Bildung verhindert. Die Schule in der DDR war und blieb bis zum Ende der DDR der ideologische Haupt-Kampfplatz

des atheistisch ausgerichteten Staates. Und die Jugendlichen, die in die Jugendgottesdienste kamen, waren meistens Schüler.

Am Schluss des Gottesdienstes wurde gesagt, dass es weitere aktuelle Jugendgottesdienste geben werde. Ein Termin wurde nicht genannt. Es hat keine aktuellen Jugendgottesdienste mehr gegeben.

Die Ferien standen bevor. Einige hatten das Abitur gemacht und wollten studieren: Vier beschäftigten sich insgeheim mit dem Plan, in die Mission zu gehen. Und das hieß: die DDR verlassen, illegal mit großen Gefahren für Leib und Leben. Nach den Ferien wird alles anders sein. Die folgende Ansprache hielt Jens Kramer, unmittelbar nach dem Jugendgottesdienst, als die Kirche wieder leer und die Jugendgruppe unter sich war. Sie war eine Abschiedsrede.

„Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ (Joh. 3, 16)

Wir haben nun fast ein Jahr gemeinsamer Arbeit hinter uns, in dem wir uns persönlich, aber auch in unserem Glauben an Jesus Christus näher gekommen sind. Wir wollen versuchen, eine Bruderschaft aufzubauen. Wir wollen die Nachfolge Jesu antreten. Dazu müssen wir selbstständig werden! Es kommt ganz bestimmt der Zeitpunkt, an dem einige von uns gehen werden, sei es um ein Studium in einer anderen Stadt anzufangen, oder daß einige von uns ihr Christsein an einem anderen Ort gebraucht sehen. Trotzdem darf unsere Bruderschaft dadurch nicht zerstört werden, dürfen wir unserem Auftrag, den wir von Gott durch Jesus Christus empfangen haben, nicht den Rücken kehren. Uns muß vor allem unser Glaube an Gott verbinden.

Diese Selbstständigkeit können wir nur im Gebet erlangen. Jesus ist für jeden Einzelnen geschickt, auch für diejenigen, die unfähig sind, ihren Glauben wortgewandt zu artikulieren, auch für die Charakterschwachen. Wir können Jesus bitten, uns beim Aufbau unserer Persönlichkeit zu helfen. Wir können im Gebet um den Heiligen Geist bitten, und wir können für andere bitten. Vielen von uns fehlt nur der Mut, diesen ersten Schritt zu tun. Doch sind wir nicht eine Gemeinschaft von Suchenden und Helfenden?

Das Gespräch mit der Gruppe ist möglich. Aber das reicht nicht! Diesen Weg kann letztendlich nur jeder allein gehen. Du mußt selbst Opfer bringen, das revolutionierende Ja für den Verzicht – nicht nur auf materielle Werte – muß von dir selbst kommen. Diese Opferbereitschaft ist notwendig, um sich für Jesus Christus entscheiden zu können, denn mit dieser Entscheidung für Jesus Christus fängt das ewige Leben an. Der Tod ist nur noch ein Qualitätsunterschied.

Zu diesem Schritt hilft uns auch das genaue Lesen der Bibel, denn da die Bibel von Gott spricht, das Wort Gottes enthält, ist sie durch Gott geschrieben. Wir müssen versuchen, die Bibel besser zu verstehen, als Wort Gottes.

Gott macht uns ein Angebot: die Nachfolge Jesu. Es liegt an uns, aus Egoismus auf dieses Angebot zu verzichten oder es anzunehmen. Nehmen wir es an, so müssen wir unsere Beziehungen zur alten Welt abbrechen, denn diese macht uns unfähig zu glauben. Wir müssen die Zukunft als Gruppe sehen, als Bruderschaft, ohne daß uns Kilometer trennen, nur so erhalten wir die Freiheit, Christen zu sein, nur so erhalten wir das ewige Leben. Dazu ist die Bereitschaft von jedem Einzelnen nötig.

Wenn du dies willst, so hilft dir Jesus Christus durch den Heiligen Geist und durch die Gruppe. Gott macht uns ein Angebot. Er hat sicher auch den Jugendgottesdienst angeboten, aber die Entscheidung muß jeder persönlich treffen.

Bringen wir der alten Welt ein hartes Nein entgegen, sind wir für die Opfer bereit, welche die Nachfolge Jesu von uns verlangt, von jedem einzelnen von uns, so werden wir durch Gott fähig, ein echtes, schöneres, größeres und freieres Leben zu führen. Dazu ist das Gebet unwahrscheinlich wichtig, denn durch das Gebet hilft uns Jesus Christus, bekommen wir die Kraft, indem wir immer wieder um den Heiligen Geist bitten.

Hier erhält jeder Einzelne von uns diese völlig neue Freiheit, den wirklichen Jesus für sein eigenes Leben zu erkennen, diese Freiheit, um bis zur letzten Konsequenz wirken zu können. Nur so kannst du Christ sein!

Diese Freiheit ist die Folge der Nachfolge, der Liebe zu Jesus Christus. Sie erfordert eine große Portion Selbstständigkeit. Ohne die Anbetung Gottes hast du kein persönliches Gegenüber, kannst du auch die Nachfolge Jesu nicht bis zur letzten Konsequenz praktizieren. Nicht allein der soziale Aspekt macht das Christsein aus, sondern auch das Verkünden des Evangeliums und unsere Beziehung zu Gott, die sich nur im Gebet finden läßt.

Und um die vielen Opfer, welche dieser Schritt von uns verlangt, bringen und bestehen zu können, wollen wir, daß unsere Gruppe zur Bruderschaft wird. Aus dieser Bruderschaft heraus, mit der nötigen Selbstständigkeit, soll unsere Aktivität erwachsen. Wenn dann welche von uns weggehen, muß die dann zur Bruderschaft gewordene Gruppe ungehemmt weiter wirken können. Das Feld seines Wirkens muß jeder selbstständig finden, im Gespräch mit Gott, die Gruppe kann dich nur beraten, dich unterstützen. Die brüderliche Liebe ist hier sehr wichtig. Aber das Gebet ist wichtiger.

Wir wollen nun im Anschluß das erste Mal versuchen, ein offenes Gebet zu führen, um uns dadurch als Brüder näher zu kommen.

1.4. Nach den Jugendgottesdiensten

Der Jugendkreis traf sich nach den Ferien am Dienstagabend wieder. Hans-Joachim Prager fehlte. Er war beim Versuch, die Grenze nach dem Westen zu überwinden, verhaftet worden. Auf denen, die wussten oder ahnten, dass auch Dorothea Bühnemann, Jens Kramer und Hans-Dieter Wallenstein geplant hatten, in den Westen zu gehen, lastete die Ungewissheit, was geschehen würde.

Hans-Dieter Wallenstein und Jens Kramer begannen ein Theologiestudium am Katechetischen Oberseminar Naumburg/Saale, einer kirchlichen Hochschule. Im Gegensatz zu den theologischen Fakultäten an den staatlichen Universitäten Greifswald, Rostock, Berlin, Halle, Leipzig und Jena hatte der DDR-Staat auf die Immatrikulation in Naumburg keinen Einfluss. Die Vorbereitung auf den Pfarrerberuf lag dort ausschließlich in der Hand der evangelischen Kirche. H. B. hat später ebenfalls in Naumburg studiert.

Jens Kramer und Hans-Dieter Wallenstein bekamen am 17. November 1971 eine Vorladung von der Dienststelle der Staatssicherheit in Halle. Jens Kramer wurde verhaftet, Hans-Dieter Wallenstein durfte wieder nach Hause fahren. Dorothea Bühnemann wurde ebenfalls am 17. November 1971 verhaftet. Hans-Dieter Wallenstein rechnete ständig mit seiner Verhaftung. Die Verhaftung der Jugendlichen lag wie ein Schatten über den Jugendstunden.

Meinem Terminkalender entnehme ich, dass ich die Eltern der drei Inhaftierten wiederholt besucht habe, bzw. dass sie zu mir ins Pfarrhaus gekommen sind. Ein persönlicher Kontakt mit Jens Kramer, Dorothea Bühnemann und Hans-Joachim Prager während der Untersuchungshaft war nicht möglich.

Da für die DDR-Justizbehörden eine Verurteilung schon vor der Verhandlung des Gerichts feststand, hatten sie es nicht eilig, die Verhandlung anzuberaumen. Erst sechs Monate nach den Verhaftungen wurde die Verhandlung gegen die drei in Untersuchungshaft Befindlichen und gegen Hans-Dieter Wallenstein am 2. und 3. Mai 1972 wegen „versuchten ungesetzlichen Grenzübertretts“ zu jeweils 8.30 Uhr in der Strafkammer des Kreisgerichts Dessau, Willy-Lohmann-Str. 33, angesetzt. Neben fünf „Vertretern des Kollektivs“ aus den Betrieben, in denen die Jugendlichen beschäftigt waren, waren auch Diakon Peter Rauch und aus der Jugendgruppe Hartmut Kupfer zur Verhandlung eingeladen.

Die drei bereits Verhafteten wurden in Begleitung von Polizisten in Handschellen in den Verhandlungssaal geführt. Hans-Dieter Wallenstein kam von zu

Hause. Wir alle, die wir uns im Gerichtssaal eingefunden hatten, mussten sofort nach der Eröffnung der Verhandlung den Gerichtssaal wieder verlassen. Die Verhandlung finde unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Den Kummer der ausgesperrten Eltern und Angehörigen der Angeklagten kann ich nicht in Worte fassen. Ich fühlte mich hilflos und elend. Ein heißes Gefühl des Zorns überfiel mich. Auch am zweiten Verhandlungstag waren wir wieder da und wurden unmittelbar vor Beginn der Verhandlung wieder rausgeschickt. Wir konnten die Jugendlichen wenigstens sehen!

Die vier wurden zu folgenden Strafen verurteilt:

Jens Kramer	2 Jahre
Hans-Joachim Prager	1 Jahr und 4 Monate
Dorothea Bühnemann	1 Jahr und 5 Monate
Hans-Dieter Wallenstein	1 Jahr und 4 Monate

Dorothea Bühnemann, Jens Kramer und Hans-Dieter Wallenstein waren gerade 18. Hans-Joachim Prager war 19.

Jens, Hans-Joachim und Dorothea wurden nach der zweitägigen Verhandlung wieder abgeführt. Hans-Dieter blieb auf freiem Fuß. Wir hatten uns schon nach den Verhaftungen von Jens, Dorothea und Hans-Joachim gefragt, warum Hans-Dieter nicht auch in Untersuchungshaft kam. Behandelte man ihn milder, weil er nicht wie die anderen im Ausland an der Grenze von Grenzsoldaten aufgegriffen worden war? Wollte die Stasi uns Leuten von der Kirche Rechtsstaatlichkeit vorspielen?

Die Berufsverhandlung am 20. Juni 1972 vor dem Bezirksgericht Halle bestätigte das Urteil des Kreisgerichts Dessau gegen Hans-Dieter. Am 24. August 1972 hat er seine Strafe antreten müssen. Seine Eltern konnten es nicht übers Herz bringen, ihn zum Gefängnis zu bringen. So habe ich ihn mit dem Auto zu 12.30 Uhr zur Strafvollzugseinrichtung Bitterfeld gebracht. Als wir uns vor der letzten Tür zwischen Freiheit und Gefangenschaft voneinander verabschiedeten, hofften wir auf ein Wiedersehen, irgendwann einmal. Aber es war ein Abschied für immer.

Ich habe einen Menschen, der nach meinen Vorstellungen zu unrecht verurteilt worden war, ins Gefängnis fahren müssen. Wenn man mich fragt, wann ich anfang, die DDR zu hassen, würde ich antworten: Beim Abschied von Hans-Dieter in Bitterfeld.

Die Eltern der Gefangenen bekamen Besuchserlaubnis bei ihren Kindern. In meinem Kalender fand ich die Termine: 4. September Bühnemanns fahren

nach Stollberg/Erzgebirge, 9. September Pragers nach Cottbus, 30. September Frau Kramer nach Cottbus. Ich bin nicht sicher, wann ich die Eltern begleitet habe. Im Dezember 1972 bin ich, da bin ich sicher, mit Elfriede Bühnemann in Stollberg gewesen. Dorotheas Mutter wurde nicht vorgelassen. Ihre Tochter sei bereits auf dem Weg in den Westen. Das war eine Lüge. Dorothea hat uns vom Fenster ihrer Zelle aus beobachten können.

Schon während der Untersuchungshaft der Jugendlichen hat Kirchenpräsident Dr. Eberhard Natho in Zusammenarbeit mit dem Leiter des Kirchlichen Oberseminars Naumburg/Saale, Dr. Harald Schultze, die Wege bereitet, die vier Inhaftierten so schnell wie möglich wieder aus dem Gefängnis heraus zu holen.

Die Schritte dazu waren vorgegeben. Der Ostberliner Rechtsanwalt Dr. Wolfgang Vogel und sein Westberliner Kollege Stange waren von den westdeutschen und DDR-Behörden beauftragt, den Transfer von Menschen über den Eisernen Vorhang zu regeln. Der Kirchenjurist Oberkonsistorialrat Manfred Stolpe (später Ministerpräsident des Landes Brandenburg und Bundesverkehrsminister) handelte im Auftrag des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR. Er regelte auch den Geldtransfer. Die DDR forderte für die in der DDR entstandenen Kosten für die schulische und berufliche Ausbildung der Freigelassenen eine finanzielle Entschädigung. Das aus Mitteln der Bundesrepublik Deutschland stammende Geld für den Loskauf wurde vom Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland in Stuttgart verwaltet.

Am 26. Oktober 1972 haben wir endlich einen Termin bei Rechtsanwalt Dr. Wolfgang Vogel bekommen. Ich bin ich mit den Eltern der Inhaftierten zu Vogel nach Berlin gefahren. Vogel versprach, die Abschiebung der Jugendlichen nach dem Westen in die Wege zu leiten. Ich solle mit den Eltern zu Oberkonsistorialrat Dr. Manfred Stolpe gehen. Der würde das Finanzielle regeln. Wir wurden sofort von Stolpe empfangen. Danach öffneten sich für die Jugendlichen der Weg in den Westen (siehe das Schreiben des Rechtsanwalts Vogel, S. 32).

Dorothea Bühnemann wurde am 4. Dezember 1972 aus der Haft entlassen und in die Bundesrepublik gebracht. Hans-Joachim Prager fuhr am 15. Dezember 1972 in die Freiheit. Hans-Dieter Wallenstein folgte am 18. Dezember 1972. Jens Kramer war der letzte, der entlassen wurde. Er musste bis zum 11. Januar 1973 warten, ehe er im hessischen Herleshausen die Freiheit erlangte.

Dr. WOLFGANG VOGEL

Rechtsanwalt

Sprechstunden:

Montag bis Donnerstag 16 bis 18 Uhr
Zulassungs-Nr. für Westberlin: 1853

1136 Berlin, am 29. XII. 1971

Reller Straße 4
Telefon: 5 25 19 27

Fahrverbindung:
S-Bahn Friedrichsfelde-Ost / Autobus 43
Telex: 11-3023
1130 23 vobe dd

Bei Antwort bitte angeben:

Ha/St zm str.

Frau

Edith Prager

45 Dessau

Kürnerstraße 10

Sehr geehrte Frau Prager!

Auf Ihr Schreiben vom 23. Dezember 1971 erkläre ich Bereitschaft zur Vertretung.

Ich darf Sie bitten, die beigegefügte Vollmacht zu unterzeichnen bzw. unterzeichnen zu lassen. Außerdem benötige ich Hinweise, wo das Verfahren anhängig ist (möglichst mit Aktenzeichen).

Nach Rückgabe der Vollmacht werde ich mich unverzüglich melden.

Bereits jetzt muß ich darauf hinweisen, daß ich aus Gründen der räumlichen Entfernung nicht persönlich vertreten kann. Ich arbeite in Halle mit Herrn Rechtsanwalt Dr. Hugo Ködel, 42 Merseburg, poststraße 4 zusammen. Ich werde ihn bitten, für mich in Untereollmacht tätig zu sein.

Ich gebe Ihnen noch gesondert Bescheid, wann Sie sich mit meinem Kollegen in Verbindung setzen sollen.

Mit Hochachtung

(Dr. Vogel)

Rechtsanwalt

Postcheckkonto: Berlin 264 64 · Bankverbindung: Sparkasse 173, Konto 6772-36-3066

1.5. Hans-Dieter Wallenstein †

Hans-Dieter Wallenstein – das Foto zeigt ihn im Herbst 1971 kurz vor Beginn seiner Haftzeit – wurde am 1. Juli 1993 durch einen Beschluss des Landgerichts Halle rehabilitiert. „Das gegen den Betroffenen ergangene Urteil ist ... für rechtsstaatswidrig zu erklären und aufzuheben.“ heißt es in diesem Beschluss. Der Kassationsbeschluss zitiert die DDR-Strafakte des Kreisgerichts Dessau:

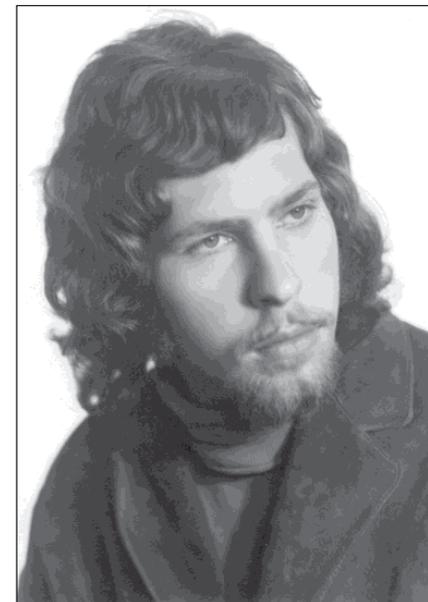
Der Angeklagte Wallenstein und die Verurteilten Kramer, Prager und Bühnemann kennen sich von Zusammenkünften der „Jungen Gemeinde“ in Dessau.

Der Angeklagte Wallenstein erfuhr Ende April 1971 vom Verurteilten Prager, daß dieser und der Verurteilte

Kramer beabsichtigten, ungesetzlich die Deutsche Demokratische Republik zu verlassen. Er brachte diesen beiden Personen gegenüber zum Ausdruck, sich überlegen zu wollen, ob er sich an dem Vorhaben beteiligen wird, zumal er ebenfalls die Absicht hatte, sich einer Ausbildung als Missionar in Westdeutschland zu unterziehen, um dann als solcher tätig zu sein.

Als im Mai 1971 sich der westdeutsche Bürger Pohl, ein Onkel des Verurteilten Prager, in Dessau aufhielt, wurde dieser von den Verurteilten Prager und Kramer sowie dem Angeklagten Wallenstein gebeten, für sie entsprechende Reisepässe zu beschaffen und diese dem Angeklagten und den Verurteilten in Ungarn zu übergeben, weil beabsichtigt wurde, von dieser Volksrepublik nach Jugoslawien zu gelangen. Der Bürger Pohl sagte zu. In Verwirklichung der getroffenen Absprachen gaben der Angeklagte Wallenstein und die Verurteilten Prager und Kramer diesem ihre Anschriften und übersandten ihm später, entsprechend der Vereinbarung, auch Paßbilder für die anzufertigenden Reisepässe.

Der westdeutsche Bürger Pohl ließ nicht wieder von sich hören. Deshalb wurde Anfang Juni 1971 zwischen den drei Beteiligten festgelegt, daß jeder von ihnen unabhängig voneinander sein Vorhaben über das sozialistische



Ausland verwirklicht und sich dann alle bei dem westdeutschen Bürger Pohl treffen.

Der Angeklagte Wallenstein entschloß sich, über die Volksrepublik Bulgarien nach Westdeutschland zu gelangen. Etwa Mitte Juni 1971 wurde dem Angeklagten durch Kramer bekannt, daß auch die Verurteilte Bühnemann gleiches vorhat und ihr Vorhaben gemeinsam mit dem Verurteilten Kramer verwirklichen will. Ende Juni/Anfang Juli 1971 und dann letztmalig am 15. Juli 1971 fanden Treffs zwischen den Beteiligten statt, bei denen Einzelheiten des Plans besprochen wurden.

Der Angeklagte Wallenstein hatte bereits vor der Entschlußfassung zum ungesetzlichen Verlassen der Deutschen Demokratischen Republik die Absicht, mit seinen Bekannten Kupfer und Hohlfeld eine Urlaubsreise nach Bulgarien zu unternehmen. Er entschloß sich, diese Urlaubsreise für die Verwirklichung seines Vorhabens auszunutzen. Er beschaffte sich ein Reisevisa. Am 17. Juli 1971 verließ er mit seinen beiden Bekannten Dessau. Die Fahrt erfolgte über die CSSR, die Volksrepublik Ungarn und die sozialistische Republik Rumänien nach der Volksrepublik Bulgarien. In Achterpool entschloß sich der Angeklagte, sein Vorhaben zu verwirklichen. Er verließ die Bürger Hohlfeld und Kupfer nach Information über seine Absichten, trotz deren eindringlichen Ermahnungen, von seinem Vorhaben Abstand zu nehmen. Der Angeklagte lief in Richtung der Staatsgrenze der VR Bulgarien zur Türkei. Ca. 15 km von der Grenze entfernt, gelangte er zu einem Grenzfluß. Dort befand sich ein Grenzposten.

Außerdem stellte der Angeklagte eine Radarstation fest. Nachdem er diese Feststellungen getroffen hatte, und er die Verwirklichung seines geplanten Vorhabens infolge umfangreicher Sicherungsmaßnahmen für unmöglich hielt, nahm er Abstand von der weiteren Verwirklichung. Er kehrte zu seinen Bekannten zurück, mit denen er den weiteren Urlaub verlebte und dann in die Deutsche Demokratische Republik zurückkehrte.

Der Senat [des Bezirksgerichts Halle] hat gemäß § 298 Abs. 2 Strafprozeßordnung eine eigene ergänzende Beweisaufnahme durchgeführt, die folgendes Ergebnis hatte:

Nachdem die Vorbereitungen des Angeklagten und der Verurteilten zur Erlangung verfälschter Pässe durch Vermittlung des westdeutschen Bürgers Pohl nicht zum Ziel führten, weil dieser sich nicht mehr meldete, wurde zwischen den Tätern eine Vereinbarung getroffen, daß jeder für sich über das sozialistische Ausland versucht, ungenehmigt nach Westdeutschland zu gelangen, um sich dann beim Onkel des Verurteilten Prager zu treffen.

Schon im Februar 1971 hatte der Angeklagte, als er noch nicht beabsichtigte, ungesetzlich nach Westdeutschland zu gelangen, mit seinen Bekannten Kupfer und Hohlfeld vereinbart, seinen Urlaub in Bulgarien zu verbringen. Als die Bemühungen zur Beschaffung verfälschter Pässe fehlschlagen und deshalb die obengenannte Vereinbarung zwischen den Tätern getroffen wurde, entschied sich der Angeklagte Wallenstein, die Fahrt nach Bulgarien für sein Vorhaben auszunutzen. Mit der Absicht, nicht wieder in die Deutsche Demokratische Republik zurückzukehren, beantragte der Angeklagte Wallenstein im Juni 1971 die Genehmigung der befristeten Ausreise aus unserem Staat, die er auch erhielt. Die Fahrt nach Bulgarien trat er am 17. Juli 1971 mit Kupfer und Hohlfeld an.

Hans-Dieter Wallenstein wurde verurteilt, weil er die **Absicht** hatte, die DDR zu verlassen. Er ist weder im Grenz-Sperrgebiet gewesen, noch ist er von Grenzsoldaten aufgegriffen worden.

Hans-Dieter starb am 3. Mai 1974 in Frankfurt am Main an Krebs. Seine Mutter vermutet, dass er sich sein Leiden in der Strafvollzugseinrichtung Bitterfeld zugezogen hat. Hans-Dieter hat kurze Zeit in der Küche gearbeitet und wurde dann zu Gleisbauarbeiten im Braunkohle-Tagebau herangezogen. Gesunde Haftbedingungen? Nein, denn ein großer Teil seiner Mithäftlinge arbeitete in den Chlorelektrolyseanlagen in Bitterfeld und Buna. Das Quecksilber wurden mit der Kleidung und den Schuhen in die Hafteinrichtung geschleppt und hat dort auf die Gesundheit der anderen Häftlinge eingewirkt. Es ist dokumentiert, dass viele sich Quecksilbervergiftungen zugezogen haben. Einige sind gestorben, und viele haben dauerhafte körperliche Schäden davongetragen. (Anhang 5)

Am 8. Mai 1974, um 15 Uhr, feierten wir einen Abendmahlsgottesdienst in der Johanniskirche, zeitgleich mit Hans-Dieters Beerdigung in Bad Homburg durch Pfarrer Cannawurf. Meine Ansprache ist erhalten geblieben.

Wir sind hier versammelt, um Abschied zu nehmen von unserem Bruder Hans-Dieter Wallenstein.

Hans-Dieter Wallenstein wurde am 27. März 1953 in Querfurt als viertes und letztes Kind von Hans und Ruth Wallenstein geboren. Familie Wallenstein wohnte damals in Obhausen auf dem Hof des Vaters der Mutter von Hans-Dieter.

Familie Wallenstein zieht nach Dessau. 1967 wird Hans-Dieter hier in der Johanniskirche (von mir) konfirmiert. Sein Konfirmationsspruch ist ein Wort des Paulus: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“

Nach seiner Konfirmation nimmt Hans-Dieter am Jugendkreis teil, ohne große Aktivität zu entwickeln. Anfang 1970 tun sich mehrere Jugendliche zusammen, die unzufrieden sind mit dem Zustand der Kirche und der Jugendarbeit der Kirche. Hans-Dieter gehört zum inneren Kern dieser Gruppe. Er wird selbst aktiv, er diskutiert, er plant mit. Er läßt sich schulen, um Menschen führen zu können. In den Jahren 1970 und 1971 entstehen mehrere Gottesdienste für Jugendliche – zuerst im Konzept und dann hier in dieser Kirche. Hans-Dieter leitet die beiden letzten. Vor den Gottesdiensten muß unserem Gemeindegemeinderat das Konzept vorgelegt werden. Hans-Dieter ist der freundlichste Jugendliche der aktiven Gruppe. Er argumentiert am sachlichsten.

Im Herbst 1971 wird er nach einer Sonderreifeprüfung Theologiestudent in Naumburg. Zur Theorie gehört für ihn die kirchliche Praxis. Er leitet den Jugendkreis in Bad Kösen.

Im Mai 1972 wird er mit vier anderen zusammen wegen geplanter Republikflucht verurteilt und zu einem Jahr und vier Monaten Haft verurteilt. Er tritt die Haft in Bitterfeld am 24. August 1972 an. Im Dezember 1972 wird er amnestiert. Nach einigen Monaten in Heidelberg beginnt er Anfang 1973 mit dem Theologiestudium in Frankfurt am Main. In den Semesterferien macht er Reisen. Er besucht seine Schwester in Afrika. Im Oktober 1973 muß er sich einer Nierenoperation unterziehen. Anfang Januar 1974 konnte er seine Eltern und einige Freunde noch einmal sehen. Ende Januar 1974 wurde er ins Bürgerhospital in Frankfurt eingeliefert. Am 31. Januar wurde den Eltern mitgeteilt, daß Hans-Dieters Leben durch Krebs zerstört werde und daß wenig Hoffnung auf Genesung bestehe. Im Februar konnte seine Mutter drei Wochen lang an seinem Krankenbett sitzen. Am 27. März, seinem 21. Geburtstag, telefonierte er noch einmal mit seiner Familie. Er starb am 3. Mai, um 6.35 Uhr, nachdem er zwei Tage lang ohne Bewußtsein war.

Hans-Dieter hat gewußt, daß sein Leben zu Ende ging. Er hat sich auf den Tod vorbereitet. Er hat sich häufig das Heilige Abendmahl bringen lassen. Am Telefon sagte er mir – es war das letzte Mal, daß ich seine Stimme hörte –: „Es wird alles gut, weil feststeht, woran wir glauben.“

Hans-Dieter legte mit Pfarrer Cannawurf fest, was festzulegen war. Er ordnete an, daß bei seiner Beerdigung über die folgenden Texte gesprochen werden soll:

Petra Kattner liest Psalm 126:

Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsre Zunge voll

Rühmens sein. Dann wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat Großes an ihnen getan! Der Herr hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich. Herr, bringe wieder unsre Gefangenen, wie du die Bäche wiederbringst im Mittagslande. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.

H. B. liest Offenbarung des Johannes 21,1–5:

Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde vergingen, und das Meer ist nicht mehr. Und ich, Johannes, sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabfahren, bereitet als eine geschmückte Braut ihrem Mann. Und hörte eine große Stimme von dem Stuhl, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen. Und der auf dem Stuhl saß, sprach: Siehe ich mache alles neue! Und er spricht zu mir: Schreibe; denn diese Worte sind wahrhaftig und gewiß!

Der erste Text entstand um 525 vor Christus. Perser hatten das Babylonische Reich zerstört. Die weggeschleppten Juden können von Babylon nach Jerusalem, in ihre Heimat, zurückkehren. Die Gefangenen Zions waren frei. Das hat Gott getan. Das kleine hilflose Volk Israel, abhängig von den Großmächten, weiß: Gott macht unsere Geschichte.

Der zweite Text ist um 100 nach Christus auf der Mittelmeerinsel Patmos entstanden. Die Christen wurden verfolgt, die Leiter der Gemeinden getötet, die Bücher der Christen wurden verbrannt. Der römische Staat wollte den christlichen Glauben ungeschehen machen. Die Kirche hatte keine Perspektive, für die Christen gab es keine Zukunft – nur den Tod. Trotzdem behauptet unser Text: Es gibt eine Zukunft für die Christen. Das Leid wird ein Ende haben. „Gott wird alle Tränen abwischen.“ Sogar der Tod wird nicht mehr sein. Ja, noch mehr: Gott, dessen Tun man jetzt nicht merkt, wird eine neue Welt schaffen, einen neuen Himmel und eine neue Erde.

Wir brauchen nicht zu rätseln, warum Hans-Dieter die beiden Texte ausgesucht hat. In den Bibelworten finden wir die Art und Weise von Hans-Dieters Glauben. Wenn ich es richtig sehe, hatte sein Glaube eine zweifache Komponente: eine geschichtliche und eine persönliche.

Beide Bibeltexte sehen Gott nicht als den Fernen, der mit uns Menschen nichts zu tun hat. Gott wirkt in der Geschichte eines kleinen, unbedeutenden

Volkes, er wirkt in der Geschichte einer verfolgten Minderheit, die er schließlich benutzt, um unsere Welt zu verändern. Hans-Dieter war fest davon überzeugt, daß dem christlichen Glauben Geschichte und Zukunft gehören, auch wenn alles dem zu widersprechen schien. Er hat oft über die Zukunft der Kirche und die eigene nachgedacht. Dabei hatte er die geschichtliche Veränderung der Verhältnisse im Auge. Er wollte, daß das zukünftige Friedensreich Gottes schon jetzt Wirklichkeit werde.

Wir hier wissen: Wenn einer traurig war, verstand er es, mit gütigen Worten zu trösten, Wenn einer keine Hoffnung mehr hatte, versuchte Hans-Dieter mit ihm zusammen Zukunft zu entdecken. Als in Bad Kösen einiges Ungeschickte passierte, reiste Hans-Dieter herum und setzte sich dafür ein, daß alles in Ordnung gebracht wurde. Selber hilflos in neuer Situation, versuchte er in Heidelberg einem anderen (früherem Mitglied des Dessauer Jugendkreises) beizustehen, sich in der neuen Lage zurecht zu finden.

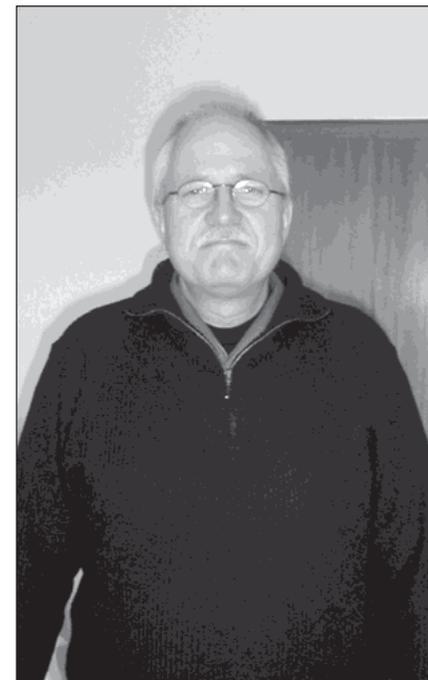
Die beiden Bibeltexte versteht man nur richtig, wenn man voraussetzt, daß ihre Verfasser ein persönliches Verhältnis zu Gott hatten. Nur wer mit Gott auf du und du steht, kann so schreiben. Hans-Dieter hatte dieses persönliche Gottesverhältnis. Er versuchte, mit Christus zu leben, und er ist mit ihm gestorben.

Was nehmen wir mit aus dem Leben von Hans-Dieter Wallenstein, wir, die Zurückbleibenden? Den Schock, daß er mit 21 Jahren sterben mußte? Ja, wir sind zutiefst betroffen darüber, daß Hans-Dieter nicht mehr unter uns ist. Die Dankbarkeit für ein Leben, das das unsere bereichert hat? Ja, wir sind dankbar und wissen nicht, wie wir diese Dankbarkeit ausdrücken, in Worte fassen sollen. Wir nehmen aber vor allem mit, was Hans-Dieter uns mitgeben wollte durch sein Leben: den Glauben, der diese Welt verändert und der seine Kraft aus der persönlichen Beziehung zu Christus erhält.

2. Jens Kramer: Erlebnisbericht

2.1. Wir waren doch erst 18!

Im November 1971 erhielten Hans-Dieter Wallenstein und ich eine Vorladung zum Gespräch in die Dienststelle des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) nach Halle. Uns war nicht klar, worum es gehen sollte. Die Fluchtversuche im Sommer hatten wir abgebrochen und waren wieder in DDR zurückgekehrt. Hans-Dieter und ich hatten eine Sonderaufnahmepfung am Katechetischen Oberseminar in Naumburg mit Erfolg bestanden. Wir hatten ein Studium der Theologie begonnen und waren gerade kräftig dabei, Griechisch, Hebräisch und Latein zu lernen. Ging es etwa um die Jugendarbeit, die wir in Saaleck und Bad Kösen fortsetzten? Ging es um das Katechetische Oberseminar? Wir führten ein vorbereitendes Gespräch mit der Rektorin der kirchlichen Hochschule, in deren Verlauf sie uns für den „Fall der Fälle“ den Namen und die Adresse des Anwaltes bekannt gab, der die Ausbildungsstätte in Rechtsfragen beriet. Ich weiß nicht mehr, an welchem Wochentag wir früh morgens mit der Bahn nach Halle fuhren. Sehr viel später erklärte mir mein Vernehmer während eines Verhörs, dass Hans-Dieter und ich seit Zugang der Vorladung rund um die Uhr lückenlos überwacht worden waren. Gemerkt haben wir nichts.



Die Dienststelle des MfS befand sich nach meiner Erinnerung in einem Klinkerbau im Bauhausstil. Im Eingangsbereich wurden Hans-Dieter und ich getrennt. Nach kurzem Warten wurde ich von zwei Uniformierten zu einem „Wolga“ gebracht. Das Fahrzeug hielt nach kurzer Fahrt durch die Stadt im Eingangsbereich eines Gefängnistores. Ich wusste noch nicht, dass es der „Rote Ochse“ war. Man brachte mich in einen Verhörraum. Mein Eindruck: Ich sollte eingeschüchtert werden. Ein Vernehmer teilte mir mit, dass neben Hans-Joachim Prager auch Hans-Dieter Wallenstein und Dorothea Bühnemann verhaftet worden seien. Wir hätten im Sommer ungesetzliche Grenzübertritte verab-

redet. Ich könnte meine Situation jetzt nur noch dadurch verbessern, dass ich bei den Ermittlungen kooperiere.

Dorothea Bühnemann und ich hatten im Sommer 1971 eine Brieffreundin von ihr in Sofia besucht. Nach dem Besuch fuhren wir mit öffentlichen Verkehrsmitteln und per Anhalter in die Nähe der bulgarisch-jugoslawischen Grenze, um dort zu sehen, ob ein Grenzübertritt nach Jugoslawien möglich wäre. Von Zivilisten wurden wir in der Nähe der Grenze aufgegriffen. Später erfuhr ich, dass die Bewohner in diesem grenznahen Raum Prämien für jeden aufgegriffenen Ausländer aus den sozialistischen „Bruder“-Staaten erhalten haben. Von Polizisten wurden wir zum nächstgelegenen Grenzübergang gebracht. Um möglichst heil aus dieser Situation herauszukommen, verabredeten Dorothea Bühnemann und ich auf der Fahrt dorthin folgende Begründung: Wir seien auf dem Weg zu eben jenem Grenzübergang gewesen, um dort Freunde aus der BRD zu treffen. In deren Fahrzeug wollten wir uns mitnehmen lassen und gemeinsam Urlaub am Schwarzen Meer machen. Und als Touristen hätten wir uns eben „verfranst“. Vom Grenzübergang aus wurden wir nach Sofia gebracht, in ein Gefängnis eingeliefert und dort verhört. Offensichtlich „glaubten“ (?) uns die dortigen Vernehmer, denn nach drei Tagen wurden wir wieder frei gelassen.

Mit dieser Erklärung versuchte ich es erneut während des Verhörs in Halle. Die Vernehmung wurde daraufhin abgebrochen. Ich saß stundenlang im Zimmer herum, nacheinander bewacht von stummen Uniformierten, die sich weder ansprechen ließen, noch irgendeine Antwort gaben. Am späten Abend wurde mir durch den Vernehmenden eröffnet, dass auch ich jetzt verhaftet sei. Ich wurde umgekleidet, ins Hauptgebäude gebracht und in eine Einzelzelle geschlossen.

Das Erwachen am nächsten Morgen war für mich fürchterlich. Ich konnte rekonstruieren, wo ich mich befand und was mit mir geschehen war. In der Bevölkerung gingen Berichte um, dass der „Rote Ochse“ in den 50er Jahren ein berühmtes Gefängnis gewesen sei, in dem viele Menschen ums Leben gekommen waren. Und jetzt saß ich selbst an diesem Ort! Wer wusste, wo ich bin? Was würde aus mir werden? Wie konnte ich mich bemerkbar machen? – Die Angst setzte mir heftig zu.

Ich verlangte einen Anwalt und bekam Papier und Bleistift, samt Rechtsanwaltsverzeichnis und Strafgesetzbuch der DDR. Ich schrieb an den Anwalt des Katechetischen Oberseminars und bat ihn, das Mandat für mich zu übernehmen und mich möglichst bald zu besuchen. Tags darauf wurde ich dem Bezirksstaatsanwalt vorgeführt. Er teilte mir mit, dass ich in Untersuchungshaft genommen sei.

Danach blieb ich lange Zeit in Einzelhaft. In der Erinnerung eine Zelle von 3 x 3 m. Eine durchgehende Holzpritsche von 3 x 2 m. Im Gang von 1 x 3 m stand ein Kübel für die Notdurft. Er stank fürchterlich nach Kalk und wurde einmal am Tag geleert. In der Fensteröffnung gab es zwei versetzt eingemauerte Glasbausteinfenster, unten abgeschlossen durch eine Holzklappe. Durch sie gelangte Frischluft in die Zelle. Tagsüber durfte ich nur auf der Pritschenkante sitzen, stehen oder laufen. Licht kam von einer schwachen Glühbirne oberhalb der Tür.

Die Einzelhaft war eine böse Zeit. Das Schlimmste war die Ungewissheit. Irgendwann war ich mir des Datums und auch der Tageszeit nicht mehr sicher. Und vor allem waren da die bohrenden Fragen: Was war der Anlass für die Verhaftung? Was war mit den anderen? Was wusste die Stasi? Was sollte ich sagen und was nicht? Wen gefährdete ich mit welchen Aussagen? Die systematische Abschottung von allen Lebensräumen und Lebensinformationen erzeugte in mir das beklemmende Gefühl, in einer nicht fassbaren, ganz und gar unberechenbaren Situation einer anonymen Macht völlig ausgeliefert zu sein.

Tage nach meinem Brief an den Rechtsanwalt des Katechetischen Oberseminars suchte mich der Vernehmer vom ersten Tag auf und legte mir ein Schreiben vor. Es war eine Prozessvollmacht für Dr. Vogel, Rechtsanwalt in Berlin. Ich sagte, dass mir der Name dieses Anwaltes nicht bekannt sei. Ich hätte doch an Rechtsanwalt Friedrich in Freyburg/Unstrut geschrieben. Antwort des Vernehmers: „Das hier ist der für sie zuständige Anwalt. Das hat schon alles seine Richtigkeit!“ Mir fiel das Briefpapier auf. Es war schwer und glänzte. Ich sprach das an. Antwort des Vernehmers: „Tja, was ein guter Anwalt ist!“ Ich verstand die Bemerkung nicht aber unterschrieb. Erst später erfuhr ich während des Strafvollzuges in Cottbus, wer Dr. Vogel wirklich war und welche Bedeutung die Unterschrift unter diese Prozessvollmacht hatte. Briefe, die Rechtsanwalt Friedrich mir in die Untersuchungshaftanstalt schickte, wurden mir nicht ausgehändigt. Ich fand sie erst 1992 in den Unterlagen der Gauck-Behörde. Dr. Vogel habe ich während des Verfahrens nie gesprochen oder gesehen. Einmal besuchte mich ein Anwalt aus Dessau und wies sich als sein Vertreter aus. Während der Verhandlungen vor dem Kreisgericht Dessau war er ebenfalls anwesend. Ich kann mich an kein substantielles Gespräch mit ihm erinnern.

Selten wurde ich zu Vernehmungen geholt. Die Fragen, die mir vorgehalten wurden, zeigten mir jedoch klar, dass die Stasi über alles informiert war. Ich glaube, dass ich etwa nach drei Wochen meinen Widerstand aufgab. An

Weihnachten 1971 war die Einzelhaft für mich zu Ende. Ich wurde in eine Gemeinschaftszelle verlegt. In Größe und Ausstattung war sie zwar mit der Einzelzelle identisch, aus der ich kam, aber trotz der beengten Verhältnisse war ich nach wochenlanger Einzelhaft nun endlich wieder mit Menschen zusammen. Kurz vor dem Fest besuchte mich meine Mutter das erste Mal.

Das größte Weihnachtsgeschenk bereiteten wir uns, meine beiden Mithäftlinge und ich, indem wir abwechselnd mit einem Löffel durch die Fugen zwischen den Glasbausteinen eine Lücke frei kratzten, um einen Blick nach „draußen“, ins Leben zu bekommen. Am Heilig Abend konnten wir in der Tat zwei Kinder beobachten, die auf einem gegenüberliegenden Dachgarten spielten. Sie warteten offenbar auf die Bescherung. Nach den Feiertagen wurde die Lücke im Anschluss an eine Zellenüberprüfung wieder mit besonders hartem Mörtel verschlossen. Wir wurden verwahrt.

Die Zeit bis zum Gerichtstermin zog sich endlos hin. Immer wieder die nach wie vor unbeantworteten Fragen: Was passiert da draußen? Was passiert mit mir? Auch bei den Besuchsterminen erfuhr ich nichts Neues. Nicht nur, dass der Vernehmer ständig dabei saß und bestimmte Fragen unterband. Immer wieder weinte meine Mutter bei den Besuchen und war so aufgeregt, dass sie nur in auswendig gelernten Worten und Sätzen sich mit mir unterhalten konnte. Ich hatte das Gefühl, nach wie vor völlig in Unwissenheit und Unkenntnis zu sein.

Im neuen Jahr 1972 durfte ich lesen. Im Büchertausch fanden sich viele sozialistische Heldenepen vor allem sowjetischer Autoren. Ich kann mich aber auch erinnern, von Dostojewski „Die Brüder Karamasow“ und „Der Idiot“ und von Tolstoi „Krieg und Frieden“ gelesen zu haben. Während meine Mithäftlinge häufig zu Vernehmungen geholt wurden, verlief die Zeit für mich eintönig und quälend langsam. Einmal am Tag hatte ich für 20 Minuten Freigang in einer der bewachten und ummauerten Buchten vor dem Gebäude. Ich lernte, Informationen durch Klopfzeichen mit anderen Häftlingen auszutauschen, um die Zeit irgendwie herum zu bringen.

2.2. Vor Gericht

Weniges weiß ich nur noch von den Verhandlungen vor dem Kreisgericht Dessau. Da waren die „Kleinstzellen“ in dem Barkas-Bus, mit dem wir zwischen Halle und Dessau hin und her gebracht wurden. Die Fahrten verursachte mir jedes Mal heftigste Übelkeit. Nach dem Ausstieg war vor dem Gerichtsgebäude und im Verhandlungssaal alles in ein unwirklich grelles Licht getaucht. Wahr-

scheinlich eine Folge der permanenten Dämmerbeleuchtung in der Haft. Auf der Treppe begegnete ich Pfarrer Steckel. Wortlos tauschten wir Blicke. Jede Kontaktaufnahme während unseres Gangs durch das Gerichtsgebäude wurde durch die begleitenden MfS-Leute entschieden und sofort unterbunden.

Dorothea Bühnemann, Hans-Joachim Prager, Hans-Dieter Wallenstein und ich saßen uns meist schweigend im Verhandlungssaal gegenüber. Hans-Dieter saß einmal kurz neben mir und fragte mich nach meinem Befinden. Ich gab nur einsilbig etwas zurück von „sozialistischem Strafvollzug“. Als die „Öffentlichkeit“ ausgeschlossen wurde und die Menschen den Saal verließen, bot sich die Gelegenheit, zu vielen direkten Blickkontakt aufzunehmen. Von ihnen ging viel Ermutigung aus. Manche versuchten gar, Kontakt zu finden, was die Stasileute sofort abwehrten. Ja, wir waren Schwerverbrecher!

In Erinnerung ist mir noch der Staatsanwalt und sein überzogen aggressives, ja fast geifernd-spuckendes Reden. Erinnern kann ich mich noch an den lächelnden Auftritt der Sprecherin meiner Schulklasse und an den meines Klassenlehrers. Er war es, der mir mehrfach damit gedroht hatte, die Stasi einzuschalten und er war es auch, der mir angekündigt hatte, dass ich nicht zum Abitur zugelassen werde. Er hatte seine Genugtuung an dieser Veranstaltung. Das sah und das hörte ich. Aber in dem, was meine Klassenkameradin sagte, lag ebenfalls soviel Genugtuung. Wo kam die her? Wozu? Hätte sie doch einfach nur geschwiegen.

Auf Peter Rauch (siehe unten, 5.9.) war ich gespannt. Er trat vor das Gericht und musste schon nach kurzem Wortwechsel den Saal wieder verlassen. Unsere Blicke trafen sich. Dass er nicht aussagen musste, hat mich zum einen erleichtert zum anderen aber auch irritiert.

Zwei Jahre Haft lautete das Urteil, nachdem wir uns in den Schlussworten weiterhin zu unseren Zielen bekannt hatten. Das Urteil hatte mir nur kurz einen Stich im Magen versetzt. Hauptsache jetzt raus aus der U-Haft, sich wieder außerhalb einer Zelle bewegen können, mit Menschen Kontakt haben, mehr Luft und Licht, etwas arbeiten können. Das waren meine Gedanken.

2.3. Strafvollzug

Nachdem das Urteil rechtskräftig geworden war, kam es zur Überstellung in den regulären Strafvollzug. Damit verbunden war eine Überraschung: Ob Zufall oder nicht, Hans-Joachim Prager und ich wurden für ein paar Tage in eine Zelle zusammengelegt und kamen zusammen auch in die Strafvollzugsan-

stalt Cottbus. Eine große Erleichterung! Immer wieder trafen wir uns an Gittertüren und tauschten aktuelle Nachrichten aus Dessau.

Das Bedrückende in der Strafvollzugsanstalt Cottbus waren für mich weniger die Umstände, unter denen wir dort lebten und arbeiteten (ca. 30 Häftlinge in einem Raum von 10 x 10 m, in Doppel- und Dreifachstockbetten, eine Toilette, ein Waschbecken für alle), als vielmehr die Geschichten, die die Menschen erzählten. Viele Republikflüchtlinge, die in Cottbus saßen, waren Akademiker. Die meisten von ihnen hatten versucht, mit Hilfe von Fluchthelfern sich selbst und ihre Familien außer Landes zu bringen. Die gescheiterten Versuche hatten sie nicht nur in die Haft gebracht, oft drohten Ehen zu scheitern, weil die Ehepartner während der Ermittlungen aufs perfideste gegeneinander ausgespielt worden waren. Große Unsicherheit und Sorge gab es wegen des Befindens vieler Ehefrauen in der berüchtigten Strafanstalt für Frauen in Hoheneck und wegen des ungeklärten Schicksals vieler Kinder.

Aber ich lernte auch noch andere beklemmende Schicksale kennen. Mit einem Häftling kam ich zusammen, der über ein Jahr in Einzelhaft verbracht hatte. Man merkte ihm das an. Leer und kalt war sein Blick. Kaum einer kam mit ihm ins Gespräch. Er wirkte wie abwesend und kaum erreichbar. Es hieß, er hätte versucht, einen Freund zu decken. Mehr erfuhr niemand in der ganzen Zeit.

Bei einem anderen Mithäftling somatisierte sich die ganze Ohnmacht und Wut über das ihm angetane Unrecht in völlig verkrampften Bewegungen und auch in spastisch anmutender Redeweise. Wenn er einem Uniformierten gegenüberstand, schüttelte es seinen ganzen Körper durch und er brachte kaum ein Wort über die Lippen. Er hatte auf irgendeiner Betriebsfeier im betrunkenen Zustand vor allen Leuten einen Ulbricht-Witz erzählt. Ein Arzt, der auch inhaftiert war, nahm sich viel Zeit, in erkennbar therapeutischer Absicht so warmherzig wie möglich mit ihm umzugehen.

Der neue Rektor des Katechetischen Oberseminars, Dr. Harald Schultze, besuchte mich in der Haft. Er teilte mir mit, dass es nach großem Einsatz gelungen sei, eine Sondergenehmigung des DDR-Innenministeriums zu erhalten: Ich dürfe während meiner Haftzeit die Bibel lesen. Das Buch ging durch viele Hände. Immer wieder wurde jedoch durch Wärter überprüft, ob es sich noch in meinem unmittelbaren Besitz befand.

Angesichts all des Schlimmen, das ich über die Brutalität erfuhr, mit der das MfS gegen Inhaftierte vorgehen konnte, ging mir an dieser Bibel erstmals auf, dass ich womöglich von Anfang an eine „Vorzugsbehandlung“ durch das MfS

„genossen“ hatten. Auch wenn ich nicht wusste, wer Dr. Vogel eingeschaltet hatte, die Vollmacht für den Bevollmächtigten der DDR in Fragen des Häftlingsaustausches, wenige Tage nach meiner Verhaftung unterschrieben, war offensichtlich ein großer Schutz vor Willkür. Vieles blieb mir und uns dadurch offensichtlich erspart, obwohl es noch genügend Gefahren für Leib und Seele zu überstehen gab. Es ist für mich ein wirkliches Wunder, dass ich diese Zeit ohne bleibende Schäden an Körper und Geist überstanden habe. Ich bin sehr dankbar dafür.

Ende 1972 wurde im Zusammenhang mit der Unterzeichnung des Grundlagenvorgabes zwischen der BRD und der DDR eine Amnestie für politische Häftlinge vereinbart. Wir erfuhren davon aus dem „Neuen Deutschland“. Ein Exemplar davon lag immer irgendwo in der Zelle herum. Wenn von diesem Zeitpunkt an im Verwaltungsgebäude ein bestimmtes Fenster über Nacht erleuchtet blieb, war das für die Gefangenen immer das Zeichen, dass am nächsten Morgen ein Transport von Amnestierten nach Westdeutschland zusammengestellt wurde. Bis zuletzt wusste niemand, ob er mit dabei sein würde. Ich selbst wurde am 11. Januar 1973 mit einem der letzten Transporte von Karl-Marx-Stadt, heute Chemnitz, nach Gießen gebracht.

2.4. Der Übergang

Kurz vor Eisenach wurden die Busse unter fast konspirativen Bedingungen auf einem Waldparkplatz gewechselt. Zusammen mit Dr. Vogel, dem Vertreter der DDR-Regierung und Dr. Stange, dem Vertreter der Bundesregierung, bestiegen wir den neuen Omnibus mit westdeutschem Kennzeichen. Den Grenzübergang Herleshausen durchfahren wir in atemloser Stille und ohne jeden Halt. Auf bundesdeutscher Seite hielt der Bus sofort an. Nach dem Ausstieg konnte ich das erste Mal wieder gehen, wohin ich wollte! Menschen, die einander nie zuvor begegnet waren, lagen sich in den Armen, und es gab viele, sehr viele und heftige Tränen! Die beiden politischen Begleiter des Häftlingstransportes stiegen ebenfalls aus, Krankenschwestern kamen hinzu und begleiteten den Transport bis ins Notaufnahmelager Gießen.

Später erfuhr ich, dass die Bundesrepublik Deutschland für Oberschüler, wie ich damals einer war, zwischen 35.000 und 40.000 DM „Entschädigung“ an die DDR gezahlt hat.

3. Dorothea Bühnemann: Erlebnisbericht

3.1. Biographische Hintergründe



Ich wuchs in Mildensee, einem Vorort von Dessau, inmitten von Auenwäldern auf.

Gemeinsam mit meinen vier Geschwistern und vielen Freunden verbrachte ich dort eine glückliche Kindheit. Ein großer Teil unserer Verwandtschaft (5 Geschwister meiner Eltern, meine beiden Großmütter) wohnten in der Bundesrepublik; sie besuchten uns regelmäßig. Unsere Familie erlebte und erlitt 40 Jahre unmittelbar die persönlichen Folgen des „Eisernen Vorhangs“. Mein Vater, von Beruf Vermessungsingenieur, leitete in seiner Freizeit die junge Gemeinde der Landeskirchlichen Gemeinschaft und predigte bei Bedarf dort oder im Gottesdienst in der schönen romanischen Kirche in Mildensee.

Wir Kinder wurden von unseren Eltern angehalten, nicht den Jungen Pionieren

beizutreten, und wir nahmen auch nicht an der in der DDR üblichen Jugendweihe teil. Meine Eltern unterschrieben keine Petitionen, Solidaritätsbezeugungen oder sonstige sozialistischen Aufrufe. Damit hatten wir in der Schule oft eine Sonderposition, teils geachtet, teils abgelehnt. Sie wurde jedoch vom Staat im Hinblick auf den christlichen Hintergrund (ungern) geduldet.

Es wurde bei uns zu Hause viel über Politik, Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften geredet. Bei stundenlangen Sonntag-Mittagessen-Gesprächen setzte ich mich kritisch mit der bürgerlich-konservativen Einstellung meines Vaters auseinander, lernte aber auch sein breites humanistisches Wissen schätzen und übte mich so im Argumentieren und selbstständigen Denken. Je älter ich wurde, je mehr Bücher ich las, desto mehr litt ich unter der Bevormundung und geistigen Enge des Staates, der Ohnmacht, dem zu entfliehen. In der Schule durften bestimmte Meinungen nicht vertreten werden. Die Klassiker, die wir lasen, die Kunst, die wir betrachteten, wurden

häufig ideologisch überinterpretiert, als seien die Künstler schon damals alle Sozialisten gewesen; es klang oft so falsch, so einseitig, so hohl. Andere Meinungen offen zu äußern, war gefährlich. Früh quälte mich das Gefühl eines geistigen Maulkorbs.

In dieser Phase besuchte ich den 1. Jugendgottesdienst in Dessau – ich fand Gleichgesinnte. Der Schritt in die junge Gemeinde war logisch, er war für mich ein Ventil, gegen all die Ungerechtigkeiten, gegen die Benachteiligung und Verzweiflung, in einem diktatorischen Regime zu leben, anzukämpfen; er bot aber auch die Möglichkeit, meinen Kinderglauben zu intellektualisieren und zu politisieren.

Wir fühlten uns alle im Aufbruch; im Nachhinein ist mir klar, dass selbst uns in der abgeschotteten DDR die 68er-Stimmung erreicht hatte. Auch wir hinterfragten Lebensentwürfe, Hierarchien, Autoritäten; wir suchten Gedankenfreiheit, Meinungsfreiheit, Glaubensfreiheit, moralische Freiheit in der Lebensgestaltung; uns drückten kleinbürgerliche Fesseln, der „Muff von 1000 Jahren“.

Für all diese Fragen bot uns die junge Gemeinde in St. Johannes einen geschützten Rahmen; es gab für uns ja sonst keinen Platz, keine Schulräume, keine Clubs, Vereinsheime oder Kneipen. Pfarrer Alfred Radeloff, damals 37 Jahre alt, unterstützte engagiert unsere Arbeit und Auseinandersetzungen, unsere Suche nach Authentizität und einem Leben als Christ in der DDR. Autoritätskämpfe wurden stellvertretend mit den Pfarrern oder dem Diakon geführt, Lehrer boten sich nicht an. In der Jungen Gemeinde konnten wir Protest formulieren, verbotene Bücher, z. B. von Kafka, Böll oder Freud austauschen, ungehindert Biermann-Lieder singen, über neue Lebensformen diskutieren, sie auch ausprobieren, die Bibel für unsere aktuelle gesellschaftliche Situation entdecken. Es gab einen großen Gruppenzusammenhalt, die Brisanz der Themen innerhalb der DDR gab uns Jugendlichen Sinn zu kämpfen. Wir bekannten uns zum Christsein, hinterfragten es ebenso. Hier ein paar Fragestellungen, die ich unter vielen in meinem Skizzenbuch von 1971 finde (die Staatssicherheit hat es bei der Hausdurchsuchung bei meinen Eltern übersehen):

- Kommt in unserer Verfassung die Rolle der Kirche zu kurz?
- Haben die Kirchen das Recht, gegenüber dem Staat kritisch zu sein?
- Hat Marx mit seinem Opium recht?
- In welchem politischen System herrscht Menschlichkeit?
- Ist christliche Arbeit in der DDR per se staatsfeindlich?
- Was verbindet Marxisten und Christen?
- Ist das Christentum Weltanschauung?

-
- Sexualität (Freud, Jung, Reich)
 - Philosophie – Gegenüberstellung Idealismus – Materialismus (Platon, Kant, Fichte, Feuerbach/Hegel)
 - Stellung der evangelischen Kirche im Dritten Reich
 - Apartheid in Südafrika
 - Kriegsspielzeug

Wir trafen uns inzwischen täglich; wir waren ernsthaft auf der Suche, wollten nicht schweigen. Wenn wir nicht Gespräche führten, Gottesdienste vorbereiteten oder manchmal in sozialen Einrichtungen arbeiteten, genossen wir die Gemeinsamkeit, das Zusammensein, die Musik; wir lachten viel, sangen Beatles, Stones und Degenhardt, reisten, feierten viele Partys (in meinem Elternhaus wurde z. B. der ehemalige Luftschutzkeller zum „Beatkeller“ umgebaut); wir loteten – manchmal schamlos – Grenzen aus, Freundschaften, große Nähe und Beziehungen entstanden. So fragte mich eines Tages Jens Kramer überraschend, ob ich nicht mit ihm in den Westen flüchten wolle, um dann später als Missionare in der Dritten Welt zu arbeiten. Damit sprach er eine alte Sehnsucht von mir an: Seit meiner Kindheit habe ich die Rundbriefe der Herrnhuter Missionare verschlungen. Es war ein Kindheitstraum, selber Missionarin zu werden. Plötzlich sah ich eine Möglichkeit.

Die Entscheidung, mein behütetes Elternhaus, eine gesellige Familie, Freunde, mein schönes Dorf vielleicht für immer zu verlassen, fiel unendlich schwer, aber wir fühlten uns berufen, und es lockten Freiheit, keine ideologischen Fesseln mehr, Selbstbestimmtheit, andere Länder, auch Abenteuer. Mein Deutschlehrer hatte mir zudem ein paar Tage vorher mitgeteilt, dass er stark an meiner gesellschaftlichen Reife zweifelte, mein Abitur sei ernsthaft in Gefahr, ich müsse mich anstrengen; aber dafür war es schon zu spät.

Die Fluchtpläne waren aus heutiger Sicht naiv, aber es gab für uns Junge kein Halten mehr, die Gefahr und die Belastung für meine Familie blendete ich aus. Ich verkaufte heimlich meine Bücher, all meine „Westklamotten“, um Geld für die Reise zu haben, verabschiedete mich innerlich von allem – eine schlimme Zeit.

Im Sommer fuhren Jens und ich dann nach Bulgarien. Nach einem misslungenen Fluchtversuch über die grüne Grenze nach Jugoslawien und drei Tagen Gefängnis in Sofia kamen wir wieder nach Hause zurück, und ich setzte drei Monate, zumindest scheinbar mein gewohntes Leben fort. Die Träume waren vorerst geplatzt. Ich dachte, wir hätten großes Glück gehabt, alles sei unentdeckt geblieben.

3.2. Erinnerungen an meine Zeit im Gefängnis

Am 12. oder 13. November klopfte jemand in meiner Schule, die im Bauhaus Dessau untergebracht war, an die Klassenzimmertür und sagte vor der versammelten Klasse, dass ich mich am 17. November in Halle bei der Staatssicherheit melden solle.

Mein Vater, der ebenfalls in Halle zu tun hatte, begleitete mich morgens und wir verabredeten uns, gemeinsam nach Dessau zurückzufahren. Er wartete vergeblich.

Ich saß stundenlang bei der Stasi in einem langen Flur, nachmittags wurde ich verhört. Ich erinnere mich an grelles Licht, das auf mich gerichtet war, an drei Männer, die mich bis in die Nacht abwechselnd anbrüllten, mich der Lügen bezichtigten, mir drohten; sie waren offensichtlich genauestens informiert, dass wir einen Fluchversuch geplant hatten, brachten Tatsachen; ich gab den Fluchtversuch schließlich zu. Am folgenden Morgen wachte ich nach vielen grässlichen Alpträumen mit tödlichen Verfolgungsfahrten in „meiner“ Zelle auf: Ich war froh, erst mal „in Sicherheit“ zu sein; im Laufe des Tages folgte der Schock: Ich saß für unabsehbare Zeit im Gefängnis!

Einige Tage passierte überhaupt nichts. Bis auf die Schließer sah und hörte ich niemanden. In meiner Zelle standen ein Bett und ein Kübel für die Notdurft; statt Fenster gab es Glasbausteine mit einer Klappe für die Luftzufuhr; mein einziger persönlicher Gegenstand war eine längliche, orangefarbene Haarbürste. Ich fühlte mich im Nirgendwo, das schlimmste war die große Stille.

Nach ca. 2 Wochen begannen die Vernehmungen. Mein Vernehmer war ruhig, scheinbar freundlich, immer auf der Lauer, aber irgendwie dumm. Vielleicht war es kalte, berechnende Taktik, aber manchmal dachte ich, er fühle sich in seinem Job auch nicht so wohl.

Trotzdem hatte ich ständig Angst, zu viel, zu wenig und das Falsche zu sagen; ich wollte niemanden verraten. Dass und warum wir einen Fluchtversuch planten, war klar, ich leugnete es nicht mehr; aber sie fragten vor allem nach dem kirchlichen Umfeld, sie kannten so viele Details. Später erfuhr ich, dass wir in Dessau schon länger observiert wurden. Der Vernehmer teilte mir nach ein paar Wochen mit, meine Mutter hätte aus Kummer einen Herzinfarkt erlitten, ich könne zu ihr, wenn ich „die Wahrheit“ sage. Gott sei Dank stimmte es nicht, und zu sagen hatte ich auch nichts mehr.

Die Zeit beim Vernehmer war meist kurz und – zugegeben – auch eine willkommene Unterbrechung der Einsamkeit, ich sprach mit einem Gegenüber, ich hörte meine Stimme. Als ich z. B. eine Schriftprobe zwecks graphologi-

scher Auswertung abgeben sollte, schrieb ich in Ruhe alle drei Strophen von „Sah ein Knab ein Röslein steh'n“; ich genoss es, einen Stift in der Hand zu halten, schöne Worte aufzuschreiben und nicht in der dämmrigen Zelle zu hocken.

Fünfeinhalb Wochen Einzelhaft verbrachte ich mit Singen, Gymnastik, Tanzen, Grübeln, aber vor allem mit Gedichtinterpretationen. (Gott sei Dank hatte ich während meiner Schulzeit viele Gedichte, vor allem Balladen, auswendig gelernt.) Meine Haarbürste diente mir als imaginärer Stift, das „Papier“ war die kratzige, dunkelgraue Wolldecke. Das von mir heftigst umstrittene und mit meinem alter ego diskutierte Gedicht war „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut ...“ (Goethe). Diese Art der Beschäftigung, des inneren Dialogs, die Gefahr der mentalen Abspaltung des Lebens, in einem Nichts beschreibt Stefan Zweig brillant in seiner „Schachnovelle“.

Mir war früh die Gefahr der Depression bewusst; mit Selbstgesprächen, Ermunterungen, Predigten versuchte ich, der Verzweiflung, der Isolation, dem sensorischen Entzug und vor allem der Hilflosigkeit entgegen zu treten. Nach ca. vier Wochen bekam ich endlich ein Buch: „Nikolai Ostrowski, Wie der Stahl gehärtet wurde“: Langweiliger sozialistischer Realismus – allein die Not ließ mich umblättern.

Später konnte ich dann viele gute Bücher bestellen, z. B. von Dostojewski, Tschew, Gogol, Goethe, Brecht, A. Zweig. Die Literatur bewahrte sicher viele von uns vor dem geistigen und seelischen Abstumpfen und Verrohen. Noch heute ist mir diese Bücherwelt präsent und sehr lieb geworden. (Marcel Reich-Ranicki beschreibt in seiner Biographie sehr eindrücklich, wie ihn die Literatur während des Dritten Reiches in einem Versteck hat überleben lassen, so ähnlich habe ich auch gefühlt.) Ein Vierzeiler von Heinrich Heine, den er während seiner französischen Emigration schrieb, prägte sich mir ein: „Anfangs wollt' ich fast verzagen, und ich glaubt' ich trüg' es nie; und ich hab' es doch getragen – aber fragt mich nur nicht: wie?“

Nach ca. vier Wochen wurde ich in eine andere Zelle verlegt und eine Nachbarin klopfte lange und sehr geduldig unregelmäßig an die Wand. Irgendwann kapierte ich dann, dass das Alphabet geklopft wurde und wir uns somit – natürlich heimlich – „unterhalten“ konnten: Das war für mich ein Lichtblick, es gab Leidensgenossen im Haus!

Heiligabend bekam ich den ersten Brief von zu Hause und wurde spät nachmittags mit zwei anderen Frauen (u. a. jener Nachbarin) in eine Zelle gelegt (Einzelzelle mit drei Betten) – ein christliches Weihnachtsgeschenk der Staatsicherheit! Wir bastelten aus Zellstoff (von Monatsbinden) eine Krippe, san-

gen leise dazu Weihnachtslieder: „Oh du fröhliche ...“, wir erzählten uns gegenseitig unsere familiären Weihnachtstraditionen; ich sagte, soweit es ging, die Weihnachtsgeschichte auf. Es war eine sehr eindrückliche heilige Nacht! Wir blieben ca. 4–5 Tage zusammen. Eine Mitgefangene war Chemikerin, und nachdem wir unsere persönlichen Geschichten erzählt hatten, brachte sie uns ein bisschen Chemie bei. Dann kam ich wieder zurück in meine alte Einzelzelle, war aber Gott sei Dank nur ein paar Tage wieder allein.

In den ersten Wochen wurde ich zu einem Rechtsanwalt in ein Besucherzimmer gebracht. Ich war erstaunt, dass es in der DDR so etwas überhaupt gab und hielt es für die übliche Farce. Er war eher zurückhaltend, sprach nicht viel, ich auch nicht. Ein paar Wochen später erfuhr ich, dass er ein Vertreter Dr. Vogels war, und welche Rolle Dr. Vogel bei den politischen Gefangenen einnahm. Ich war sehr erleichtert und froh. Ich hatte die Gewissheit, dass „draußen“ sich um uns gekümmert wurde. Auf Grund meines ständig auftauchenden Schuldgefühls, meine Familie und alle Beteiligten in große Schwierigkeiten gebracht zu haben, hatte ich diese Hilfe nicht unbedingt vorausgesetzt. Ich war (und bin) sehr dankbar.

Irgendwann wurde eine neue Mitgefangene in meine Zelle „dazugeschlossen“: Ich nenne sie hier Anna; sie war für mich ein Glücksfall. Sie war Medizinstudentin, 23 Jahre alt – vorher hatte sie ein paar Semester Theologie studiert; sie kam aus einer benachbarten Stadt und kannte die Kirchenszene in Halle und Dessau sehr gut. Schnell fanden wir großes Vertrauen zueinander und besprachen unsere Verhöre. Wir führten denselben Kampf, uns moralisch und psychisch nicht klein kriegen zu lassen. Wir hatten ständig Gesprächsthemen, besprachen unsere Bücher und bekamen später sogar ein Schachbrett. Anna hatte eine ausgebildete Sopranstimme; ein großes Repertoire an Schumann- und Schubert-Liedern lernte ich durch sie, z. B. „Der Tod und das Mädchen“ ... In Situationen der großen Angst, der Verzweiflung, der Zellenkollers, der völligen Ungewissheit, der unbändigen Sehnsucht nach Freiheit, der qualvollen Enge versuchten wir uns gegenseitig zu trösten und humorvoll aufzurichten. Wir konnten gut zusammen lachen und weinen.

Einmal am Tag war eine Viertelstunde Freigang, eine abgeschlossene Freizelle, ca. 6 x 7 m, oben war ein Steg, da liefen die Posten mit Gewehren hin und her. Im März zeigte sich zwischen den Steinen, von den Posten unbenutzt, eine Löwenzahnpflanze; auch hatten wir für zwei Tage ein Haustier in unserer Zelle: Eine Fliege, sie hieß Amanda.

Durch häufiges regelmäßiges Klopfen hatten wir Kontakt mit unseren Nachbarn, und siehe da – welche Freude: Hansi Prager „wohnte“ zufällig in der

Zelle schräg über uns! So konnten wir uns austauschen, soweit wie möglich Fakten mitteilen, uns aufrichten, aber auch viel Schach spielen: die Koordinaten des Schachbretts wurden durchgeklopft (irgendwann fordere ich Revanche für die vielen verlorenen Spiele!). Er „erzählte“ uns, dass auf seiner Zelle jemand sitze, der einer Büste von Ernst Thälmann auf den Kopf gesch... habe; ich weiß noch, wie Anna und ich nur noch lachen konnten, zu absurd und lächerlich erschien uns der Staat in seiner Paranoia; in diesen Momenten vergaßen wir unsere eigene Bedrohung und Gefahr.

Das Essen war schlecht, keine Vitamine, keine Mineralien, nur verkochte Lebensmittel und abends helles Brot mit Margarine. Meine Augen wurden schlechter, es gab nur Funzellicht. Wir hatten beide deutliches Untergewicht. Zweimal am Tag wurde von einem Kalfaktor der Kübel geleert und frisches kaltes Wasser zum Waschen gebracht, einmal die Woche geduscht. Die Hygiene für uns Frauen war katastrophal. Wir trugen eine dunkle Trainingshose, ein blau-weiß-gestreiftes Hemd und zum „Ausgang“ alte grüne Militärmäntel, schwer und viel zu groß.

Die Posten, die uns dreimal am Tag Essen brachten, waren teilweise kurz angebunden, teilweise freundlich, manche aber regelrecht ekelhaft; sie hatten entsprechende Namen: „der Alte“, „der Nette“, „der Nazi“, „der Mitläufer“. Nachts brieten sie manchmal Spiegeleier, welch ein Duft. ...

Anna und ich waren vier Monate zusammen in einer Zelle. An meinem Geburtstag schenkte sie mir ihre Postkarte, die sie von ihren Eltern erhalten hatte: ein grüner Zweig mit dem Gedicht von Dietrich Bonhoeffer: „Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost was kommen mag. Gott ist mit uns am Abend und am Morgen, und ganz gewiss an jedem neuen Tag.“ Ich war tief berührt. Überhaupt sprachen wir öfter über Bonhoeffer und sein Leben. ...

In der U-Haft sollte ich entscheiden, wer von meinen Eltern mich besuchen kommt (ab Februar jeden Monat einmal). Ich entschied mich für meinen Vater, meiner Mutter wollte ich diese bedrückende Gefängnisatmosphäre ersparen. Mein Vater wirkte dann auch sehr beruhigend, zuversichtlich, tröstend. Sein ihm eigener Humor richtete mich auf.

Als die Gerichtsverhandlung näherrückte, wurde ich immer nervöser, ängstlicher, ich konnte überhaupt nicht einschätzen, was passiert; es war gut, durch Hansi zu wissen, dass wir alle am selben Termin verhandelt werden.

Eine Szene, die ich nie vergessen werde: Ich ging im Gerichtsgebäude in Handschellen die breite Treppe hoch; plötzlich schoss mein kleiner Bruder Michael (11 Jahre) auf mich zu und umarmte mich freudestrahlend. Dann sah

ich meine gesamte Familie, wir konnten uns nur zwei bis drei Sätze zurauen, uns umarmen, dann wurden wir auseinandergerissen und ich in den Gerichtssaal geführt.

Ich sehe noch heute das freundliche aufmunternde Lächeln von Didi Wallenstein, ansonsten habe ich nur unscharfe Szenen im Kopf. Mein Deutschlehrer erzählte nur sozialistischen Unsinn, das Gericht spulte sozialistische Maßregelung, Verachtung runter, das Vokabular hätte für einen Dreifach-Mörder nicht vernichtender sein können, dann der Urteilsspruch: 17 Monate. Mir tat Jens sehr Leid, er bekam zwei Jahre Gefängnis.

Danach war ich zwei bis drei Wochen in Leipzig mit jungen „Arbeits-scheuen“ zusammen, die zu „Arbeitsmaßnahmen“ verurteilt wurden; die waren heftig drauf, stritten und prügeln sich oft oder sangen bestenfalls den ganzen Tag DDR-Schlager („Ich hab dir nie den Himmel versprochen ...“).

Eines Tages wurde ich mit vier bis fünf anderen Frauen in Handschellen auf den Hauptbahnhof gebracht und wartete dort auf einem hinteren Gleis unter Aufsicht bewaffneter Polizisten auf irgendwas; die Passagiere von gegenüber schauten unverhohlen auf die Gruppe Strafgefangener – es war mir damals sehr unangenehm, so als Schwerverbrecher öffentlich zur Schau gestellt zu werden.

Dann im Zug: Die Scheiben waren aus Milchglas, jeder hatte eine eigene Zelle, dann fuhren wir mit einem kleinen Bus nach Schloss Hoheneck, in das allseits gefürchtete Zuchthaus. Die Scheiben waren ebenfalls undurchsichtig; hier saß eine Gruppe sehr lauter Frauen zusammen; es war ein Vorgeschmack auf die unterschiedlichsten Verhaltensweisen und Delikte, die ich dann kennen lernen sollte.

Zunächst kam ich in eine Zelle von Neuankömmlingen, ein großer dunkler Raum, Bett an Bett; in meiner Erinnerung war der Raum kaum beleuchtet, alles schwarz, düster und unheimlich. Hier wurden wir eingekleidet; schwarzes Kostüm, dunkelblaue Baumwollbluse, schwarze Nylonstrümpfe, schwarze schwere Schürschuhe, zu große Unterhosen, Stillbüstenhalter. Hier verbrachte ich ca. fünf Tage, ohne Arbeit, ohne Buch; viele schauerliche Geschichten vom Gefängnisleben wurden von den Frauen erzählt; eine Greisin, die im Dritten Reich eine leitende Position in Ravensbrück (Frauen-KZ) innehatte und wegen „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ seit 1945 inhaftiert war, reichte mir ihren Becher Milch (jede bekam einen Becher pro Tag – die erste, die ich seit sieben Monaten trank): „Mädchen, du bist noch so jung.“ Der erste brennende Konflikt tauchte auf: „Darf ich die Milch von so einem Menschen annehmen?“ Sie schien so gütig, so freundlich; sie wollte mir unbedingt was Gutes tun. ... Ich fühle heute noch meine Überforderung.

Diese ersten Tage auf Hoheneck waren die schlimmsten – und diejenigen, an die ich die verschwommensten Erinnerungen habe. Bis auf den Eingangsbereich hatten wir noch nichts vom Schloss und der Umgebung gesehen.

Dann wurden wir eines Tages durch ein Labyrinth von Treppenhäusern und ständig rasselnden Schlüsseln in die so genannte „Auffangzelle“ geführt; hier wohnten ca. 15 Frauen in einem mittelgroßen Raum ebenerdig, mit langem Tisch und Stühlen; wir flochten hier per Hand Federballschläger; die Arbeit war wohltuend, man konnte sich gut unterhalten, bewacht von einem weiblichen „Kapo“ (auch eine Gefangene) – sie hieß Petra und war an sich nett, musste aber manchmal, wenn Wachpersonal in der Nähe war, plötzlich ihre Autorität spielen lassen; sie wollte diesen Job nicht verlieren. In dieser Zelle gab es – zum ersten Mal – richtige Fenster; in das Milchglas waren kleine, fast unsichtbare Löcher gekratzt, so konnten wir den Innenhof von Hoheneck sehen; hier machten die Strafgefangenen ihren Rundgang, und so erkannte ich gleich am ersten Tag meine Mitgefangene aus Sofia wieder – ich öffnete ganz leicht das Fenster und raunte ihr zu: „Hallo, Margot, hier ist Dorothea aus Dessau!“

Sie bekam einen Riesenschreck, währte sie mich doch in Freiheit; jedes Mal, wenn sie vorbeikam, warfen wir uns leise Informationen zu – ich hatte ihre Eltern nach unserer Rückkehr aus Bulgarien auf Anraten von Pfarrer Alfred Radeloff in Thüringen besucht, er stellte über sein Pfarrbüro den Kontakt her. Es war eine reizende Arztfamilie, sie waren völlig ahnungslos und verzweifelt über das Verschwinden ihrer Töchter. Ich habe ihnen von Margots Fluchtplänen mit ihrer Schwester und ihrem Schwager erzählt. Sie waren sehr betroffen, aber auch dankbar, endlich Informationen zu erhalten. In diesem wohlhabend-bürgerlichen Haus, mit dem wunderschönen großen Garten, in dem Pavillon mit den Eltern Tee trinkend, stellten sie mir die Frage, was zwei so behütete, erfolgreiche Töchter bewegte, ihre Heimat, ihren Beruf, ihre gute Stellung zu verlassen: Wie stark ist der Drang nach Freiheit, wie unerträglich gestutzte Flügel? (Und wie leicht kann man sich an die Freiheit gewöhnen?) Während dieser Rundgänge lernte ich dann auch ihre Schwester kennen. Sie erschien mir sehr gezeichnet von der schweren Zeit. Margot war eher ungeduldig und zornig, ihre Schwester verzweifelt.

Dieser Innenhof – ein Viereck, umgeben von hohen Gebäuden, war in den räumlichen Dimensionen im Gegensatz zu Halle schon die weite Welt; ein Riesentor führte in die Freiheit, bewacht von Posten mit Maschinengewehren und Hunden; wir – ca. 40–50 Frauen – mussten im Gleichschritt gehen, im Gleichschritt Dauerlauf machen, wieder im Gleichschritt gehen usw. An guten Tagen dachte ich, ich spiele in einem historischen Film, es ist nicht Wirklichkeit.

Doch trotz allem Erschrecken hatte ich die ganze Gefängniszeit über die tröstende Gewissheit, dass es in dieser Epoche nicht mehr um Leben oder Tod ging, sondern um Durchhalten. Ich glaubte fest daran, einigermaßen gesund entlassen zu werden. Das sichere Wissen, dass es moralisches Unrecht war, was mir geschah, ließ mich dem machtbewussten, umbarmherzigen Wachpersonal gegenüber stark fühlen.

In der Auffangzelle war auch eine Mutter von zwei kleinen Kindern, die gemeinsam mit Freunden mit gefälschten Pässen versucht hatte, in den Westen zu gelangen. Sie wurden gestellt; die Frau wusste kaum etwas von ihren Kindern, sie versuchte tapfer zu sein, aber sie litt herzerreißend. Wir fühlten alle mit ihr.

Nach ca. 14 Tagen kam ich dann zunächst in eine 17-Frauen-Zelle, der Raum war eng mit Doppelstockbetten möbliert, das „Bad“ hatte jedoch drei Waschbecken und zwei Toiletten. Hier begann auch meine Arbeit in der Metallverarbeitung; in einem großen langgestreckten Raum stand eine massive Werkbank, ca. 15 m lang und drei oder vier große Bohrmaschinen. Meine Aufgabe bestand, wie bei den meisten Mitgefangenen in dieser Gruppe, darin, Metallteile plan zu biegen bzw. zu hämmern. Die Arbeit war gleichförmig, aber nicht schwer. Die drei Schichten strengten uns jedoch sehr an. Unser Meister war ein Licht in der Dunkelheit, er hatte sich uns gegenüber ein freundliches, menschliches Verhalten bewahrt; oft half er mir, wie auch anderen Gefangenen, die vorgegebene Stückzahl zu erreichen (sonst hätte es Überstunden gegeben), so konnten wir, besonders während der Nachtschicht, manchmal Ruhepausen einlegen. Ich ging dann meist auf die Toilette, denn von dort konnte ich den Mond sehen.

Die Arbeit war eine wichtige Ablenkung, sechs Tage pro Woche, wir hatten Struktur, die Zeit verging; aber körperlich waren wir von dem wenigen Schlaf, der schlechten Luft, keinerlei Bewegung (der Weg von der Arbeitszelle in die Schlafzelle auf demselben Stock betrug nur 20 m) und Fehlernährung oft ausgelaugt. Ich schlürfte gierig täglich ein Marmeladenglas voll Zucker, den ich gegen Zigaretten eintauschte.

Neben mir am Arbeitsplatz saß Frieda, sie war ca. 55 Jahre alt, saß im Gefängnis, weil sie der Staatsicherheit nicht gemeldet hatte, dass ihr Sohn eine Flucht plante, die ihm dann auch gelang. Er wohnte jetzt in Nürnberg. Die Stasi hatte ihre Mitwisserschaft entdeckt. Frieda tröstete mich: „Denk an mich, irgendwann wird dir die ganze Zeit hier wie ein langer böser Traum vorkommen!“ Sie war täglich felsenfest davon überzeugt, dass in Kürze die Gefangenschaft beendet ist: „Nächste Woche, Dorothea, ich hab es im Gefühl!“ Frieda kam ursprünglich aus Masuren, lebte dann gut situiert in Weimar; ihre

warmherzige Art, ihre Sprache erinnerten mich sehr an meine geliebte Oma, die mit sechs Kindern ebenfalls aus Ostpreußen flüchten musste. Aber das ist eine andere deutsche Geschichte. ...

Die Stimmung in unserer Zelle war oft sehr angespannt, ein brodelnder Dampfkessel, ich versuchte mich unsichtbar zu machen. Nach der Arbeit lag ich meist lesend auf meinem Bett, verfolgte aber die Gespräche; hier war eine Solotänzerin aus der Berliner Staatsoper; dort eine Frau, deren Mann jahrelang in Bolivien gearbeitet hatte, zwei Studentinnen, und viele Frauen, die gar nichts Persönliches erzählten; es herrschten übergroße Vorsicht und Misstrauen.

Trotzdem gab es Zusammenhalt und den unbändigen Wunsch, etwas zu erleben; eines Abends, ca. 21 Uhr gab es die Parole: Alle gehen ins Bad; die Betten wurden so hergerichtet, als ob wir alle schliefen, denn jede Stunde schaute eine „Wachtel“ durch den Spion. Mit Betttüchern wurden die Waschbecken und Klos verhängt, es war unglaublich eng; wir sangen leise Volkslieder und Schlager, und plötzlich zauberte eine Frau eine Flüssigkeit in zwei Trinkbechern hervor: „Schnaps“. Sie hatte über Tage Brot und Marmelade angesetzt. Wir tranken selig, bildeten uns ein, beschwipst zu sein, sangen und lachten lauter und ... wurden erwischt! Panik, Ernüchterung; es war das erste Mal, dass wir am nächsten Tag Treppen laufen mussten. Vier bis fünf Stockwerke hoch und runter, stundenlang, bis die ersten zusammenbrachen, angetrieben von geifernden, harten Befehlen des Wachpersonals. Diese Methode lernte ich dann noch öfter kennen, aber ich war jung (gerade 19 Jahre geworden), die anderen waren älter und ausgelaugter!

Irgendwann im August wurde die Zelle aufgelöst, ich kam in einen neuen großen Raum, mit Drei-Stock-Betten und diesmal 33 Gefangenen. Ein langes Waschbecken, wie eine Pferdetränke, drei oder vier Wasserhähne, eiskaltes Wasser; zum Haarewaschen nahmen wir Malzkaffee aus den großen Blechkannen, zwei Toiletten standen nebeneinander, die natürlich ständig besetzt waren.

Ich traf hier eine alte „Bekannte“ – den Kapo Petra – aus der Auffangzelle wieder. Obwohl alles noch unübersichtlicher war, fühlte ich die unerklärliche Angst und den diffusen Psychodruck der vorigen Zelle nicht mehr. Wir waren hier sieben „Politische“, alle anderen waren wegen Wirtschaftsverbrechen, Mordes, Totschlags, Prostitution und anderer Delikte verurteilt.

Der Ton war oft sehr rau, deftig, aber es gab seelische Nischen. Ich hatte großes Glück: Ich schlief im „Dritten Stock“ – die Räume waren sehr hoch – direkt vor einem allerdings sehr zugigen Fenster mit einem herrlichen Blick über das Erzgebirge. Es war das kälteste, aber für mich das schönste Bett,

auf dem ich mich hauptsächlich in meiner Freizeit aufhielt. In dieser Zelle bekamen wir Papier, Stifte, manchmal auch ein bisschen Bastelmaterial, Scheren. Ich bastelte eine Schreibmappe, und die füllte ich mit Zeichnungen, Aufsätzen, Geschichten, Gedichten, Betrachtungen usw. Sie war mein Heiligtum, meine Identität. Leider durfte ich sie nicht behalten.

Ich weiß noch genau: Am 22. Oktober 1972 fiel in Stollberg der erste Schnee, selbst die Wachtürme, die Todesstreifen, die ich auch aus meinem Fenster sah, überzog ein sanftes Weiß. Die Natur tröstete. – Manchmal suchte ich die sieben Kreuze ... (siehe Anna Seghers: Das siebte Kreuz).

In dieser Zelle fanden viele Unterhaltungen, vor allem abends in unserem „Badesalon“, statt. Wir flüchteten uns hierher, weil der „Spion“ nicht ins Bad reichte. Ich hörte interessiert den Schicksalen, vor allem der Kriminellen zu, es war so eine andere Welt. Es gab die forsch erzählten Geschichten von Unterschlagung, Prügeleien, mehrmaligem Diebstahl; aber auch die anderen: Eine sympathische, blonde junge Frau erzählte, dass sie ihre zwei Kinder getötet habe (die Umstände sind zu brutal), sie litt und trauerte und suchte bei uns Hilfe; eine andere, eine junge Theologiestudentin, verübte Totschlag an ihrem Verlobten, sie erzählte uns – ohne Schuldgefühle – über ihre Motive und den Tathergang.

Damals drängte sich mir zum ersten Mal der Gedanke auf, Psychologie zu studieren. Die Signale, die Persönlichkeiten, die Ausstrahlung der Kriminellen waren für mich oft nicht in Einklang mit ihren Delikten zu bringen, ich verspürte den starken Wunsch zu verstehen, zu sortieren, zu erklären; ein Schwerverbrecher wirkt warmherzig, fragil? Schon wieder diese Frage.

In dieser Zelle war ein pralles, lautes Leben: Es gab ein Liebespaar; eine Mathematikprofessorin, die mir die Integralrechnung erklärte; eine andere Ingenieur-Studentin sang mit Vorliebe seit dem Sommer das Weihnachtsoratorium „Jauchzet, frohlocket“ oder brachte der gesamten Zelle den Kanon „Alles schweiget, Nachtigallen ...“ bei; aber immer wieder höllische Zickereien und endlose Streitigkeiten, Denunziationen, Eifersuchtsszenen, auch Schlägereien; denen waren wir „Politischen“ in dieser Zelle Gott sei Dank weniger ausgesetzt, wir verzogen uns einfach. Für die „Wachteln“ aber waren wir die „Klassenfeinde“, wir wurden härter angepackt, öfter angeschrien, mussten häufiger putzen, Kohlen schippen. Unsere besondere Verbrecherstellung wurde uns täglich durch Verachtung vor Augen gehalten.

Alle 14 Tage ging es zum Duschen über einen Außenhof. Wir wurden in zwei nebeneinander gelegenen Kellerräumen mit kleinen, vergitterten Fenstern eingeschlossen. Das Wasser kam viel zu heiß aus Düsen eines verzweig-

ten Rohrsystems, das unter der Decke verlegt war. Man konnte die Temperatur nicht individuell einstellen. Sehr schnell standen die Räume unter dichtem Dampf, wir konnten uns kaum sehen. Einige gerieten regelmäßig in Panik und brüllten. Hier zeigte sich Petras Stärke; in ihrer zugewandten, aber sehr resoluten Art brachte sie die Frauen zur Ruhe, beschwerte sich aber auch lautstark bei den Wachteln. Diese Duschräume waren besonders gruselig, da wir uns alle nahe liegender Assoziationen und Ängste nicht erwehren konnten.

Eines Sonntags wurde ich mit einer Mitgefangenen aus der Zelle geholt und wir kamen in einen großen Raum mit vielen in Reihen aufgestellten Stühlen und Klavier. Offenbar ein Saal für das Personal zum Feiern oder zum Reden halten. Es waren noch fünf weitere Gefangene anwesend und ich erfuhr, dass ein Gottesdienst stattfinden sollte. Wir hatten den Besuch des Gottesdienstes beantragt und mussten vorher schlüssig nachweisen, auch früher aktive Christen gewesen zu sein. Es war schön, zum ersten Mal wieder Bibelverse zu hören, die alten vertrauten Kirchenlieder zu singen. Wir versuchten mit dem Pfarrer persönlichen Kontakt aufzunehmen, aber er war sehr vorsichtig, ängstlich, er hatte mit Sicherheit strenge Verhaltensmaßregeln erhalten. Diese Gottesdienstbesuche einmal im Monat waren wohltuend.

In Hoheneck besuchte mich dann meine Mutter zum ersten Mal. Sie brachte Quark, Zwiebeln und Milch mit. Obwohl wir beide vorher Instruktionen bekommen hatten, uns nicht zu umarmen, fiel ich ihr sofort um den Hals. Die Wachtel schrie, nahm zur Strafe die „Geschenke“ weg, aber wir durften reden. Ihr Entsetzen und ihre Fassungslosigkeit versuchte meine Mutter tapfer zu verbergen. Wie in meinen Briefen zuvor deutete ich ihr in diesen Gesprächen an, nie wieder in diesem System weiterleben zu wollen.

Hier ein Zitat aus einem Brief an meine Eltern im August aus Hoheneck:

... Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wir mir zumute ist, wenn ich hier in der DDR wieder einen Neuanfang wagen soll. ... Wir hatten uns ein Lebensziel gesetzt, an dem ich nach wie vor festhalte. – Ich möchte dort arbeiten, wo es mir Freude macht, wo ich beruflich gewisse Freiheiten habe, wo ich mich nicht eingezwängt fühlen brauche. Ich möchte mir meinen Wirkungsbereich selbst aussuchen, möchte Menschen helfen, anleiten und selbst noch viel lernen. Es klingt vielleicht egoistisch, und ich kenne auch Eure Gegenargumente. Aber sagt selber, kann man dort nicht den größten Effekt erreichen, wo man sich wohl, wo man sich frei fühlt? Ich weiß jetzt, daß mir die Kompetenzen fehlen, um das zu verwirklichen, was wir uns ursprünglich vorgenommen haben, aber einen Beruf in abgeleiteter Form möchte ich jederzeit ausüben (näheres nicht im Brief), möchte jederzeit meinen Glauben mani-

festieren. – Warum ist man verpflichtet, in einer Gesellschaft, in einem Staate zu leben, in dem man zufällig geboren ist? Warum ist man verpflichtet, eine Ideologie anzunehmen, von der man häufig nicht überzeugt ist? Wie oft habe ich in der Schule geheuchelt, nur um gute Zensuren zu bekommen; solche Zwiespälte möchte ich mal meinen Kindern ersparen. – Im Deutschunterricht lernten wir: „Nur der verdient die Freiheit, der täglich sie erobern muß“ (Goethe). Aber die Begriffe „Freiheit“ gehen ja schon meistens auseinander, ich möchte um meine Freiheit kämpfen, muß wahrscheinlich auch um sie kämpfen. Dem Engelschen Zitat: „Freiheit ist Einsicht in die Notwendigkeit“ stimme ich voll zu. Aber was ist am notwendigsten? Wo werde ich am dringendsten gebraucht? ...

Erstaunlich, dass dieser Brief – wie auch ähnliche andere – durch die Zensur gingen; er wurde vorschriftsmäßig abgestempelt.

Am 7. Oktober, dem Tag der Republik, wurde durch den Lautsprecher (der sonst nie in Funktion war) verkündet, dass der Staatsratsvorsitzende eine Amnestie erlassen habe. Verbrechen gegen die Menschlichkeit, Sabotage fielen nicht darunter. Da wir keine Zeitungen oder Radio hatten, wussten wir aber nichts Näheres.

Mitte November wurde ich aus der Zelle geholt, meine Umsiedlung begann. Zunächst kam ich auf eine Krankenzelle in Hoheneck, dann nach Karl-Marx-Stadt (Chemnitz); hier stellte ich einen Antrag auf Entlassung aus der Staatsbürgerschaft der DDR. Am 4. Dezember fuhren wir mit zwei Bussen an die Grenze, trafen dort Dr. Vogel und Rechtsanwalt Stange aus Westberlin; sie erklärten mir, dass alle aus unserer Gruppe in die BRD kämen, nur später; ich war erleichtert. Wir wechselten die Busse, es gab heißen Tee, Wurstbrötchen und freundliches, mitfühlendes Lächeln von Rot-Kreuz-Schwestern. Es ging über die Grenze.

Gott sei Dank waren wir erst neunzehn; bei allem hatten wir doch Glück gehabt – die Zukunft lag vor uns.

3.3. Nachtrag

Nach dem Abitur in einem Internat im Schwarzwald studierte ich dann tatsächlich in Tübingen Psychologie und bin jetzt als Psychologische Psychotherapeutin tätig. Auch lebte ich zwischenzeitlich für drei Jahre mit meiner Familie in Westafrika (mein Mann arbeitete dort für den Deutschen Entwicklungsdienst); diese Jahre waren sehr schön, interessant und wirken noch heute nach. Den Traum, Missionarin zu sein, hatte ich jedoch schon lange vorher durch meine Dritte-Welt-Arbeit relativiert.

4. Hans-Joachim Prager: Erlebnisbericht

4.1. „Willkommen im Interconti!“



Am Freitag, den 13. August 1971, gegen 11.25 Uhr, wurde ich in Ungarn auf dem Weg von Nagykanizsa nach Letenye verhaftet. Mein Fluchtversuch, aus der DDR über Ungarn nach Jugoslawien zu gelangen, war gescheitert. Der angestrebte Zielort war Zagreb. Auf dem dortigen westdeutschen Konsulat wollte ich mir die Papiere für die Weiterfahrt in die damalige Bundesrepublik Deutschland ausstellen lassen.

So hat alles begonnen: Dies ist ein Versuch, nach über 35 Jahren, die Geschichte nicht zu verdrehen.

Meine Mutter gab uns, mir und meinen sechs Geschwistern, eine christlich geprägte Erziehung. Mein Vater war durch seine Selbstständigkeit, er führte ein eigenes Taxi-Unternehmen und eine Autowerkstatt, ein pragmat-

isches Vorbild. Er ließ sich nicht von den herrschenden gesellschaftlichen Umständen beeindrucken, sagte seine Meinung, begründete diese auch und konnte, wenn er musste, sich verteidigen. Er starb im September 1968.

Mit 14 Jahren, wie üblich, wollte auch ich an der Jugendweihe teilnehmen. Ich glaube, ich wollte es, damit ich nicht als Außenseiter dastand. Meine Eltern waren über meinen Wunsch sehr erstaunt. Sie hätten mich in jeder Hinsicht bei einer Nichtteilnahme vor den Lehrern und anderen gesellschaftlichen Ächtungen in Schutz genommen. Mein Vater, so hatte ich den Eindruck, war etwas sauer auf mich. Der Kompromiss war die Teilnahme, aber keine familiäre Feier. Ähnlich verhielt es sich mit der Aufnahme in die Freie Deutsche Jugend. Sie stellten es mir frei. Aus vollster Überzeugung habe ich mich aber auch in der Petruskirche confirmieren lassen. Hinterher gab es eine tolle Familienfeier. Den Christenlehrestunden, den Confirmationsstunden und den Stunden in der Landeskirchlichen Gemeinschaft standen die Stunden bei den Thälmann-Pionieren, der FDJ und der GST gegenüber.

Im Alter zwischen 12 und 16 Jahren war ich im Radsport sehr erfolgreich. Einige Rennen in Dessau habe ich gewonnen, wurde gefeiert und öffentlich belobigt. Das half aber alles nichts, wenn man zum Beispiel im Staatsbürgerkunde-Unterricht den Bau des Assuan-Staudammes, den unsere damaligen sowjetischen Freunde in den 60er Jahren in Ägypten errichteten, in Frage stellte: „Prager, setzen, fünf!“ (Die Informationen darüber hatte ich von meinem Vater erhalten, der Mitte der sechziger Jahre den Direktor vom Waggonbau in den Westen fahren musste und von dort auch Bücher und Informationen mitbrachte. Es gab Taxi-Fahrten in den Westen – war das nicht toll?)

Nach Schulschluss bat mich dieser Staatsbürgerkunde-Lehrer, in sein Auto einzusteigen. Während der Fahrt erklärte er mir, er würde die Problematik dieses Baues ähnlich sehen wie ich, nur dürfe er solch eine Aussage im Unterricht nicht zulassen. Ich solle im beiderseitigen Interesse solche Aussagen vermeiden.

In der Folgezeit – ich war 16, mein Vater gerade verstorben, das letzte Lehrjahr brach an – führte ich oft Streitgespräche mit meinen Lehrern und Ausbildern. Es ging in der Auseinandersetzung meistens um den Anspruch des DDR-Staates, allgemeingültige Normen festzulegen und keine anderen, die kirchlichen inbegriffen, zuzulassen. Dieses Lebensnormen-Festsetzen, nur das zulassen, was mit der Staatsideologie zu vereinbaren war, hat immer in mir ein Gefühl der Enge ausgelöst. Man hat noch nicht mal zu Ende gedacht und schon waren die Grenzen erreicht. (Achtung, nicht verwechseln. Eine Flucht in den Westen war zu diesem Zeitpunkt für mich noch überhaupt nicht denkbar.)

Nach Abschluss meiner Lehre als Schienenfahrzeugschlosser im RAW (Reichsbahn-Ausbesserungswerk) Dessau habe ich sofort die Mitgliedschaft bei der FDJ gekündigt. Der FDJ-Sekretär muss mir die Freude angesehen haben, er äußerte sich dementsprechend. Die Kündigung wurde akzeptiert, weil ich gleichzeitig nicht in das eigentliche Arbeitsverhältnis eingewilligt habe.

Herr Herker, ein guter Bekannter meines Vaters, hat mir einen Ausbildungsplatz als Repro-Fotograf in seinem, damals noch eigenständigen, Betrieb angeboten. Abgesehen vom FDGB (Freier Deutscher Gewerkschaftsbund) brauchte man dort in keiner anderen staatlichen Organisation Mitglied zu sein. Freiwillig durfte man einen Beitrag für die Deutsch-Sowjetische Freundschaft leisten.

Durch wen ich zu einem Gottesdienst in die Georgengemeinde eingeladen worden bin, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls wurde dort der Gedanke für eine von den Jugendlichen selbst getragene Jugendarbeit angeregt. Ich lernte hier Jens und Didi kennen. Bestimmt waren noch viele andere Jugendliche, die

auch später bei uns in der Johanniskirche die Jugendgottesdienste mit vorbereiteten, anwesend, aber wer es im Einzelnen gewesen ist, weiß ich nicht mehr.

Peter Rauch und Alfred Radeloff sind mir durch ihre unterschiedlichen Charaktere aufgefallen. Der eine wirkte streng und der andere wuselig. Dann ist mir noch eine Veranstaltung im Evangelischen Diakonissenhaus (ADA) in Erinnerung, bei der wir nach Schluss vor der großen Einfahrt des Hauses standen und uns gegenseitig nochmals gefragt haben, ob wir diese offene Jugendarbeit auch wirklich machen wollen. Wir, Jens, Didi und ich, und ich glaube auch Cookie, Didis Freund, antworteten alle mit „ja“. Es war ein bekräftigendes Ja. Aber irgendwie klang auch etwas von Last und Mühe durch. Vielleicht erahnten wir, auf welchem steinigen Weg wir uns da einlassen. Von diesem Moment an waren wir, so hatte ich das Empfinden, eine Gruppe und mir war klar, wo ich hingehörte.

Es begann eine sehr rastlose und spannende Zeit. Ständig war man mit inhaltlichen Diskussionen oder organisatorischen Dingen beschäftigt. Man lernte fast jeden Tag neue Leute kennen und erfuhr die interessantesten Details und Begebenheiten. Aus dieser Zeit habe ich noch sehr viele einzelne Szenen im Kopf: – Diskussionsfetzen – die Werbung entwerfen – die große Fahne – die „Partys“ in der Kirche – die Polizei in der Kirche – das Beobachten, wie viele dunkle Ledermäntel (Stasi) während unserer Gottesdienste in die Kirche marschieren – unsere Biermann-Partys in verschiedenen privaten Kellern und Wohnungen – und vieles, vieles, vieles mehr.

Wie die Jugendarbeit in Dessau gewachsen ist, ist mir ebenso gegenwärtig, auch die grobe zeitliche Abfolge unserer gemeinsamen Erlebnisse. Doch z. B., wann welche Freizeiten von Peter Rauch welche Aktionen in der Dessauer Jugendarbeit beeinflusst haben oder welche westdeutschen oder amerikanischen Besucher uns wann was erzählten, an so etwas kann ich mich sehr schwer erinnern. (Gerade fällt mir ein, dass einmal ein bekannter kirchlicher DDR-Literat an einem unserer Abende gesprochen hat.)

Von dem, was wir letztendlich in unseren Predigten bei den Jugendgottesdiensten und bei den Veranstaltungen in den jungen Gemeinden gesagt und gemeint haben, war ich überzeugt und habe es ernst genommen. Und ich glaube auch, dass wir uns damals so ausdrücken mussten, wie wir es getan haben. Und dass es so richtig war. Vielleicht würden aus heutiger Sicht andere Worte verwendet werden, der missionarische Gedanke nicht einfach so naiv angenommen werden, der Sinn jedoch wäre der gleiche. Unser Verlangen, als Mensch mit christlichen Glauben in der Gesellschaft leben und bewusst handeln zu dürfen. Nicht als irgendein unverbesserlicher „Abenteurer“

gelten, sondern als mündiger Bürger, der mitgestalten kann und will. Das hat man uns als einzelner Person und als Gemeinde, nicht zugestanden. Man musste und sollte, weil man es sollte und musste, zweigleisig denken. Wer also dem Staat stillschweigend gehorchte, der durfte sich auch stillschweigend einen „Nischenplatz“ suchen. Voraussetzung dafür war schweigen, nicht „laut denken“. Und wer das, z. B. als Christ, nicht konnte, der bekam erhebliche Probleme.

Bei der Musterung für die Nationale Volksarmee (NVA) stellte man mir auf Grund meiner Repro-Fotografen-Ausbildung eine viel versprechende Karriere in der Stasi-Zentrale in Berlin in Aussicht. Nie werde ich das Gesicht des Offiziers vergessen, das dieser machte, als ich ihm erklärte, dass ich einen Dienst ohne Waffe (Bau-Soldat) in der NVA ableisten wolle. Der Offizier war fürs erste sprachlos, ihm blieb sprichwörtlich der Mund offen stehen und danach tobte er los. Er erklärte, ich werfe mein Leben und meine Zukunft in den Dreck. Dringend solle ich mir das noch einmal überlegen. Und außerdem bräuchte ich in Berlin auch keine Waffe in die Hand zu nehmen. Ich ließ mich nicht beirren und stellte den Antrag auf den Dienst ohne Waffe. Der Antrag wurde, auch Dank der guten Argumentationshilfen von Peter Rauch, bewilligt.

Der Druck der Stasi auf unsere Gruppe wurde immer stärker. Androhungen von Maßnahmen und Maßregelungen einzelner Mitglieder der Gruppe häuften sich. Meine persönliche Situation schien etwas entspannter zu sein. Aber jeder wusste, wer erst einmal ins Blickfeld der Stasi geraten ist, hatte in der DDR eine sehr beschwerliche Zukunft. Auf geradem Weg war nichts mehr zu erreichen.

In der Auseinandersetzung mit den Themen unserer Jugendgottesdienste entstand bei mir ein „Sendungsbewusstsein“ (ein großes Wort), ich wollte Missionar werden. Aus der DDR heraus, auf legale Art und Weise, war das nach gewonnenen Erkenntnissen nicht möglich. Der Fluchtgedanke entstand.

Anfang des Jahres 1971, ich glaube es war im Januar, besuchte ich Jens in seiner Wohnung.

Es war ein sonniger Tag. Auf seinem Schreibtisch lag ein Atlas. Die Südamerika-Karte mit Brasilien war aufgeschlagen. Ich sah sie mir an. Es war genau das Land, an das ich immer dachte, wenn ich mir meine missionarische Tätigkeit vorstellte. Mir schoss ein Gedanke durch den Kopf. Ohne Umschweife fragte ich ihn, ob er in den Westen abhauen wolle. Jens bejahte diese Frage und ich gestand ihm, dass ich ebenfalls daran dachte.

Ein innerer Kampf begann. Beten, abwägen, zweifeln, vergleichen und wieder beten und beten und mit niemandem darüber reden dürfen. Was zählt der missionarische Gedanke, was zählt die Familie, was die Freundin, was die

Freunde, und wer muss für meine Flucht büßen? Eine einsame Zeit war das. Nach einem sehr intensiven Gebet, es war Nacht, man kann es mir glauben oder nicht, hörte ich eine laute Stimme sagen: Gehe deinen Weg.

In Absprache mit Jens haben wir Didi unsere Überlegungen mitgeteilt. Uns war die schwierige Situation für die anderen Mitglieder der Gruppe bewusst. Didi reagierte sehr betroffen und erbat sich Bedenkzeit. Soweit ich mich erinnern kann, wollten wir Drei unsere Überlegungen so streng geheim wie nur möglich halten.

Es folgten einige konspirative Treffen, unserer Meinung nach an abhörsicheren Orten. Dabei sprachen wir über Fluchtmöglichkeiten, deren Konsequenzen für unser eigenes Leben, und wie wir unsere engsten Freunde und Familienmitglieder vor Repressalien staatlicher Organe schützen können. Für mich fand ich keine andere Möglichkeit, Freunde und Familie zu schützen, als konsequent über unser Vorhaben zu schweigen und mit niemand anderem als mit Jens und Didi darüber zu reden. Die Fluchtversuche sollten in den Sommerferien unternommen werden. Das stand schon mal fest. Wie das aber bewerkstelligt werden sollte, das war noch offen.

Im April 1971 trennte ich mich, unter fadenscheinigen Begründungen, von meiner damaligen Freundin Petra H. (Ende der siebziger Jahre holte ich sie über Dr. Stange in den Westen.)

Zur selben Zeit erfuhr ich von einem Besuch meines westdeutschen Onkels, Horst Pohl, bei meiner Familie. Sogleich kam mir der Gedanke, ihn für uns drei nach westdeutschen Pässen zu fragen. Nach Absprache mit Jens und Didi bat ich meinen Onkel um Hilfe. Er fiel, als er von unserem Vorhaben erfuhr, aus allen Wolken. Erst versuchte er, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Als er jedoch merkte, mich davon nicht abhalten zu können, versprach er, mit niemandem darüber zu reden und er erklärte, sein Möglichstes dafür zu unternehmen, uns zu helfen. Mit ihm habe ich einen zeitlich genau festgelegten Treffpunkt in Budapest ausgemacht. Dort sollte er uns dreien die Pässe übergeben.

Meiner Mutter sagte ich, ich plane einen Urlaub in Ungarn. Sie hatte nichts dagegen, meinte aber, ich solle meinen Bruder mitnehmen, was will ich allein in Ungarn, wenn mir da etwas passieren würde! Natürlich habe ich das abgelehnt.

Im Mai schickte ich meinem Onkel von Jens, Didi und mir Passbilder in den Westen. Dafür fuhr ich heimlich, an einen Abend, mit dem Zug nach Leipzig. Dort warf ich den Brief in einen dem Bahnhof nahe gelegenen Briefkasten ein. Der Brief enthielt, außer den Fotos, ein paar unscheinbare Floskeln und Grüße. Außerdem war er mit einem falschen Absender versehen. Danach fuhr ich sofort mit dem nächsten Zug wieder zurück nach Dessau.

Die vereinbarte Nachricht von meinem Onkel, er würde die Pässe besorgen können, blieb aus. Jens und Didi wollten sich nicht mehr auf die Zusage verlassen und wir entwickelten für unsere Flucht neue Pläne. Jeder sollte sie aus einem anderem für uns zugänglichen Land, mit westlicher Grenze, probieren. Didi wollte eine Reise nach Bulgarien dafür nutzen und ich, ich gab die Hoffnung nicht auf, plante weiterhin mit der Reise nach Budapest. Sollte mein Onkel nicht an dem vereinbarten Treffpunkt erscheinen, wollte ich durch Ungarn in Richtung jugoslawischer Grenze weiterreisen.

In dieser Phase ergab sich ganz plötzlich, jedenfalls für mich, eine gänzlich neue Ausgangssituation. Zu einem Treffen im Vorderen Tiergarten, brachte Jens Dorothea mit. Warum Jens sich nicht an unsere Abmachungen hielt, keine weiteren Freunde oder Bekannte in die Flucht einzuweißen, ist mir immer noch nicht so ganz klar. Kurzzeitig überlegte ich oder überlegten wir, ich weiß es nicht mehr, ob die Fluchtvorbereitungen nicht abgebrochen werden sollten. Auf die Frage, ob sie sich der Konsequenzen der Flucht bewusst seien, antwortete Dothi mit ja. Jens und Dothi planten ihre Flucht über Rumänien. Im nachhinein, unwissentlich, erwiesen sich die so geplanten Fluchtversuche zum Vorteil für jeden Einzelnen von uns. Wir konnten nicht der Gruppenflucht angeklagt werden. Eine viel höhere Haftzeit blieb uns erspart.

Rechtzeitig beantragten wir unsere Einreisevisa für die jeweiligen ausgewählten Länder. Wir waren erstaunt darüber, dass jeder von uns ein Visum bekam. Rechneten wir doch mit einer Absage, da die Stasi uns, unserer Aktivitäten in der Kirche wegen, schon im Visier hatte. Die letzten Absprachen wurden getroffen. Es begann auch die Zeit des stummen Abschiednehmens von Freunden und Bekannten.

Zuhause, auch in meiner Arbeitsstelle, vernichtete ich alle Unterlagen, die meiner Meinung nach für andere Leute zur Belastung werden konnten. Für meine Familie besprach ich ein Tonband. Darauf erklärte ich meiner Mutter und meinen Geschwistern mein Anliegen. Dieses Band brachte ich Herrn Willi Röpke, dem Prediger der Landeskirchlichen Gemeinschaft in Dessau. Mit dem Hinweis, er möge bitte meine Musikaufnahmen, so lange ich im Urlaub bin, für mich aufheben, damit meine Geschwister die für mich wertvollen Aufnahmen nicht überspielen können, übergab ich ihm, nach seinem zögerlichen Einverständnis, das Band. Er könne dieses Tonband, wenn es ihm aber lieber wäre, auch später meiner Mutter zurückgeben.

Ich dachte, sollte meine Flucht gelingen, bräuchte ich meiner Mutter nur einen Tipp geben. Sollte meine Flucht nicht gelingen und in Dessau würde es sich herumsprechen, hoffte ich, dass er zu meiner Mutter ginge und ihr das Band aushändigte. Er gab es ihr erst Monate später.

Bei einem unserer letzten Treffen versprachen wir „Flüchtlinge“ uns eine sehr wichtige Abmachung: Jeder versucht unbedingt die Flucht. Gelingt der erste Versuch nicht, wird unbedingt ein zweiter unternommen. Zwischen dem ersten und zweiten Versuch sollten höchstens vier Wochen liegen. So kann der, der eventuell verhaftet wird, sicher sein, die anderen mit seinen Aussagen nicht zu belasten. Denn, entweder die Flucht ist geschafft, oder es sitzen alle im Gefängnis. (Auch an den Tod haben wir gedacht. Aber soweit wollten wir gar nicht gehen.) Bei einer Verhaftung sollte jeder seine Flucht als eigenständige Tat darstellen.

Wenn ich richtig zurückgerechnet habe, bin ich am 24. Juli 1971 auf die Reise gegangen. Der Abschied von meinen Geschwistern und meiner Mutter fiel mir schwer, aber zeigen durfte ich es nicht. Mit dem Bewusstsein, es könnte das letzte Mal gewesen sein, ging ich über unseren Hof, drehte mich noch einmal um und lief mit meinem Gepäck zum Bahnhof.

Die Reise nach Ungarn verlief problemlos. Ich war das erste Mal im Ausland und genoss die neuen Eindrücke. In Budapest angekommen, suchte ich mir ein Quartier in der Nähe des verabredeten Treffpunktes. So richtig habe ich an ein Zusammentreffen mit meinem Onkel nicht geglaubt, aber wie sagt man so schön, die Hoffnung stirbt zuletzt. Die Tage in Budapest gestaltete ich mir sehr angenehm. Mein Onkel kam nicht und so trampelte ich weiter an den Balaton-See. Es war sehr einfach, dort Zimmer zu mieten. Ich konnte mich über die freundlichen Vermieter und deren Quartiere nicht beschweren. Meistens blieb ich so zwei, drei Tage in einem Ort und zog dann weiter, immer Richtung jugoslawische Grenze.

In Keszthely lernte ich ein tolles Mädchen aus Leipzig kennen. Ich habe ihr von meinem Vorhaben nichts erzählt, aber ich muss gestehen, ich war nahe daran, die Flucht aufzugeben.

Die letzten Tage meiner zur Verfügung stehenden Zeit brachen an. Ich verabschiedete mich von ihr.

Ein freundlicher Ungar nahm mich in seinem Auto mit nach Nagykanizsa. Von dort waren es noch ca. 35 km bis zur Grenze. Er bot mir an, bei sich und seiner Frau ein paar Tage zu wohnen. Er sprach recht gut Deutsch und wir konnten uns über alles Mögliche unterhalten, für mich natürlich ganz wichtig, auch über Jugoslawien.

In der Stadt kaufte ich mir eine Landkarte von der Umgebung und dem grenznahen Umland in Jugoslawien. Jetzt hatte ich endlich eine genauere Kartendarstellung zur Verfügung. (In Dessau wollte ich mir Karten über Ungarn nicht kaufen bzw. erfragen, damit niemand auch nur im Ansatz darauf kommen konnte, ich bräuchte Kartenmaterial für etwas Illegales.)

Am Abend vor dem Tag, an dem ich mich auf den Weg zur Grenze machen wollte, packte ich das Nötigste wasserfest in eine kleine Reisetasche. Mein Plan war, mich in den nahe gelegenen Wald zu begeben und in dessen Schutz, an der Landstraße entlang, vorsichtig auf die Grenze zuzugehen. Für den Weg dorthin plante ich zwei Tage ein und wenn mich jemand ansprechen sollte, so wolle ich mir die schöne Kirche in Letenye (Grenzort) anschauen.

Rechts von Letenye gelegen, bildet der Fluss Mura eine natürliche Grenze zu Jugoslawien. In diesem Gebiet wollte ich in der Dämmerung den Fluss durchschwimmen und weiter nach Zagreb gelangen. Auf dem dortigen westdeutschen Konsulat hätte ich mir die Papiere für die Weiterfahrt in die damalige Bundesrepublik Deutschland ausstellen lassen können.

Das einzige, was der Ungar mir während der vielen Unterhaltungen nicht erzählte, war, dass Nagykanizsa schon in der Grenzschutzzone lag und ich mich ebenfalls längst in dieser Zone befand. Für ihn war das wahrscheinlich so selbstverständlich, dass er es nicht für erwähnenswert hielt, mir das mitzuteilen. Ich bewegte mich deswegen vielleicht in diesem Gebiet etwas zu auffällig.

An einem Freitagmorgen packte ich meine übrig gebliebenen Sachen in ein Schließfach am Bahnhof. Ob ich den Schlüssel noch mitgenommen habe, weiß ich nicht mehr. Dann besuchte ich noch den Markt, kaufte mir Tomaten und Pfirsiche und ging Richtung Grenze. Nach dem ich aus dem Ort heraus war betete ich noch einmal, Gott möge mir irgendwie ein Zeichen geben. Eine laute Stimme sagte zu mir: Habe keine Angst. Ich war so erschrocken, dass ich mich umdrehte und es war niemand da. (Liebe Leute, ich weiß, das hört sich unheimlich kitschig, unglaublich sentimental und anmaßend an – aber es war wirklich so.) Meine Angst war weg und ich marschierte mutig zu.

Keine zwei Kilometer weiter, ich wollte gerade in ein Waldstück eintreten, stellten sich mir zwei Soldaten in den Weg. Sie lagen, für mich nicht einsehbar, hinter einem Gebüsch. Auf die Frage, was ich hier wolle, antwortete ich mit meiner mir zu recht gelegten Erklärung. Sie konnten damit nichts anfangen und einer der Soldaten zeigt auf seine Waffe. Ich sollte mich ruhig verhalten und nicht wegrennen, sonst schießen sie auf mich. Ich machte deutlich, dass ich sie verstanden habe und legte mein Gepäck ab. Sie beratschlagten sich. Einer der Soldaten machte sich auf den Weg den Kommandanten zu holen. Mit dem anderen unterhielt ich mich so gut es ging und wir rauchten zusammen eine Zigarette. Es war der 13. August 1971, 11.25 Uhr.

Nach einer Weile kam ein Wolga angefahren, in dem ein Fahrer, der Soldat und ein Kommandant saßen. Sofort musste ich Haltung annehmen und der Kommandant kontrollierte mein Gepäck. Noch einmal gab ich meine Erklä-

rung ab. Darauf verwies er auf mein wasserdicht verpacktes Gepäck und machte mir in gutem Deutsch klar, dass er mir nicht glaube. Ich musste in den Wolga einsteigen. Der Kommandant nahm neben mir Platz. Auf meine Frage, was jetzt mit mir passiert und wo wir hinfahren, schrie er mich an, ich solle meinen Mund halten, er stelle hier die Fragen. Außerdem habe er in Leipzig studiert und wisse genau, was los ist.

In einer Kaserne angekommen, wurde ich in ein Büro geführt. Der Kommandant nahm hinter dem Schreibtisch Platz und begann mit dem Verhör. Ich bestritt die Fluchtabsichten und gab zum dritten Mal meine Erklärung ab. Er schrie, ich solle meinen Fluchtversuch zugeben. Ich sagte nein. Daraufhin verließ er den Raum, und es war ganz still. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Ein anderer Offizier kam mit einem Schlagstock in der Hand auf mich zu, holte andeutungsweise zum Schlag aus und meinte, ich solle meine Fluchtabsichten endlich zugeben, sonst schlägt er mich zusammen. Ich gestand meinen Fluchtversuch.

Die Situation entschärfte sich. Nach der Aufnahme meiner Personalien wurde ich in den Aufenthaltsraum der Soldaten gebracht. Die waren sehr freundlich zu mir, gaben mir zu trinken und zu essen, wir rauchten zusammen Zigaretten. Mit einem Mal stellte ich fest, dass im hinteren Teil des Raumes sich Zellen befanden. Wahrscheinlich waren die alle besetzt, ich hörte Stimmen von hinten, sonst hätten die mich vielleicht dahinein gesteckt.

Gegen Nachmittag, nun sah ich die anderen Gefangenen, es waren, glaube ich, keine Deutschen darunter, mussten wir einen Mannschaftswagen besteigen. Wir wurden – die Plane war heruntergelassen und es saßen Wachleute mit auf der Pritsche – in eine andere Stadt gefahren. Welcher Ort das war, weiß ich bis heute nicht. Wahrscheinlich war es Keszthely. Dort angekommen, wurde ich in eine Einzelzelle gesteckt. Die Zelle war ganz gelb gestrichen und durch die Glasbausteine schien die Abendsonne herein. Ich sang und piff so laut, dass ich mit dem Wärter gerechnet habe. Aber die störte das kein bisschen. Ich hatte überhaupt keine Angst und wartete auf das, was kommen mag. Ich wusste, es wird alles gut.

Am nächsten Morgen wurden wieder meine Personalien aufgenommen, und man sagte mir, ich werde nach Budapest verlegt. Die Fahrt dorthin fand an einem Abend statt, in einem Kleinbus ohne Gitter und mit freier Sicht. Die zwei Begleiter bedeuteten mir, wenn ich mich ruhig verhalte, nehmen sie mir die Handschellen ab. So war es dann auch. Auf diese Art und Weise reiste ich, diesmal auf der anderen Seite des Balaton, über Siófok, wieder nach Budapest zurück. In der Nacht sind wir angekommen.

Bevor wir die Stadt erreichten, wurden mir die Handschellen wieder angelegt. Der Wagen fuhr auf der Budaer Seite durch ein großes Tor in einen Gefängnis Hof hinein. Ich musste aussteigen und wurde über mehrere Stockwerke zu einem Arztzimmer hochgeführt. Die Ärztin begrüßte mich mit den Worten „Willkommen im Interconti“. Gegenüber, auf der Pester Seite der Stadt, lag damals das Hotel „Duna Intercontinental“, indem ich noch 14 Tage vorher einen Kaffee getrunken hatte.

Nach der ärztlichen Untersuchung hat man mich in eine Zelle gesperrt. Mitten in der Nacht wurde plötzlich die Zellentür aufgeschlossen und ein anderer Gefangener, ein Ungar, wurde hineingeführt. Es stellte sich heraus, so habe ich es verstanden, er hatte unter einer Brücke einen Menschen erschlagen.

Am nächsten Morgen wurde ich über endlose Flure in ein Vernehmungszimmer geführt. Der Offizier in Zivil befragte mich über meinen Grund der Flucht. Ich teilte ihm meine Gründe mit, und daraufhin tobte er los. Wie könne man so blöd sein, für einen Gott, den es nicht gibt, sein Leben und seine Freiheit herzugeben. Die Verhöre wurden über mehrere Tage weiter geführt. Weil die in Ungarn ja nichts von unserer Gruppe wussten, hatte ich jedenfalls den Eindruck, war es ein leichtes, die Inhalte der Verhöre nur auf meine Person zu lenken. Über die Gruppe habe ich kein Wort verloren. Später, so nach zwei Wochen, erklärte er mir, ich werde an die DDR ausgeliefert.

Es dauerte noch mal ein, zwei Wochen und der Rücktransport begann. Wieder in einem Kleinbus, mit freier Sicht, aber mit Handschellen und diesmal mit fünf anderen Deutschen, wurden wir durch Budapest zum Airport gefahren. Eine Sondermaschine der „Interflug“ war für uns bereitgestellt. Bevor wir in das Flugzeug einsteigen durften, wurde uns je ein Begleiter zugeordnet. Wir warteten auf dem Rollfeld neben unserer Maschine. Die Piloten und die Bewacher unterhielten sich über Flugzeuge und deren Motoren. Die anderen und ich, wir schauten den abfliegenden Maschinen nach. Miteinander reden durften wir nicht.

Bevor wir das Flugzeug betreten durften, wurden uns wieder die Handschellen angelegt. Innen drin wurden die Vorhänge vor die Bullaugen gezogen. Nach dem wir in der Luft waren, wurden die Vorhänge wieder zurückgezogen, die Handschellen abgenommen und wir bekamen sogar von Stewardessen Brötchen gereicht und etwas zu trinken. Mein Begleiter sprach während des Fluges kein Wort mit mir. Leider war die Sicht an diesem Tag nicht sehr gut. Das war der erste Flug in meinem Leben.

In Berlin angekommen, begann eine andere Zeit. Die Macht des „Roten Ochsen“.

4.2. Im Gasthaus zum „Roten Ochsen“

Wieder wurden die Handschellen angelegt. Wir wurden einzeln aus dem Flugzeug geführt und von uniformierten Soldaten in Empfang genommen. Alles musste schnell gehen. Und schnell warf ich noch einen Blick hinauf zum Himmel, bevor ich in den bereitgestellten Barkas, einen Kleinbus ohne Fenster, einsteigen musste.

Der Bus war in vier Kammern aufgeteilt, die nicht mehr Platz boten, als wenn man um eine Toilettenschüssel vier Wände zieht. In einer Wand oben war ein Luftschlitz eingelassen und die Tür wurde mit einem Riegel verschlossen. Wie viel Mitgefangene, außer mir, noch in diesem Bus transportiert wurden, kann ich nicht mehr sagen, denn in der Kammer war es stockdunkel und an die Geräusche anderer kann ich mich nicht mehr erinnern. Eingezwängt in die winzige Kammer, in Kauerstellung, die Beine angezogen und die Arme gegen die Wände gedrückt, tuckerte der Wagen vom Rollfeld.

Die Fahrt vom Flugzeug zum nächsten Gefängnis versprach recht spannend zu werden. Damit es mir nicht so langweilig wurde, versuchte ich die Fahrt im Geiste mit zu fahren. Doch nach einer Weile hatte ich nur noch den Eindruck, wir fahren im Kreis. Das Geruckel und Geholpere, das häufige Bremsen und wieder Anfahren verwirten meinen Orientierungssinn. Also stellte ich mir eine Gespensterbahnfahrt auf dem Rummelplatz vor.

In einem Gefängnis in Berlin angekommen, ich habe nie erfahren, welches es war, wurden wieder die Personalien überprüft. Mir wurde mitgeteilt, dass ich nach Halle transportiert werde. Danach kam ich in eine Zelle oder einen Raum, ich weiß es nicht mehr, und musste auf die Weiterfahrt warten. Kurze Zeit später, der Barkas stand bereit, wurde ich von dem Fahrer und seinem Begleiter, beide in Soldatenuniform, wieder in eine dieser Kammern gesetzt. Dieses Mal, mit Sicherheit, war ich allein. Verriegelt und verdunkelt ging es Richtung Halle. Die Fahrt verlief ruhig und ohne Pause, vielleicht bin ich auch mal eingnickt. Wenn meine Mutter erahnt hätte, wie nah ich auf dieser Fahrt wieder Dessau war, wäre ihr viel Traurigkeit und Schmerz erspart geblieben.

Es musste schon mitten in der Nacht gewesen sein, als wir in dem Gefängnis in Halle angekommen sind. Das dortige Personal, ebenfalls alle in Uniform, machte einen sehr schläfrigen Eindruck. Ich wurde nach meinem Namen gefragt und hatte meine persönlichen Sachen zu quittieren. Meine zivile Kleidung, die ich bis jetzt noch tragen durfte, musste ich gegen die Gefängnis-Kleidung, eine alte braune, ausgeleierte Armeeuniform ohne Gürtel, tauschen. Ein älterer Wachmann brachte mich über viele verwinkelte Gänge in den Zellenbau. Vor jeder Gittertür und hinter jeder Gittertür musste ich warten. Der alte Wachmann zog große, alte Schlüssel hervor, schloss auf und schloss wieder

zu. Die dicken Mauern, die alten, abgewetzten Türen mit den riesigen Schlössern und die Stille in diesem Gemäuer vermittelten mir den Eindruck, in einem mittelalterlichen Verlies verschlossen zu werden. Der Wächter führte mich zu einer Einzelzelle im ersten Stock. Er meinte noch, er könne mir jetzt nichts mehr zu Essen bringen, morgen früh komme das Frühstück. Danach schloss er die Zellentür, und es war Zeit zum Schlafen.

Die Brote, ohne Butter mit Marmelade bestrichen, und etwas zu Trinken wurden am nächsten Morgen durch die Tür Luke gereicht. Die Luke war so angebracht, dass man zwar etwas hinein- oder auch herausgeben konnte, aber niemandem dabei in die Augen sehen konnte.

Klopfzeichen drangen durch die Wände. Da ich bis dahin immer nur in Einzelhaft war, konnte ich mit diesem Geklopfe nichts anfangen. Ich dachte noch, eine nette Geste eines Zellennachbarn und klopfte zurück. Mein Zellennachbar hat bestimmt bald gemerkt, dass hier ein Neuling einsaß. Meine Klopfzeichen entsprachen vielleicht dem chinesischen Alphabet, nicht aber dem deutschen. Die Technik des „Klopfens“ erlernte ich später.

Im Tageslicht konnte ich die Zelle genauer wahrnehmen. Das Licht drang durch ein kleines, mit Glasbausteinen gemauertes Fenster herein. Über der obersten Reihe war eine schmale, vielleicht handbreite Öffnung. Durch diese Luftschleuse wurde die Zelle belüftet. Dahinter waren die Fenstergitter zu erahnen.

Die Zelle war etwa vier Schritte lang und zwei Schritte breit. Der dunkelbraun gestrichene Dielenboden gab bei jedem Schritt nach. Die Wände waren in der unteren Hälfte mit Lackfarbe und in der oberen mit einfacher Wandfarbe gestrichen. An der linken Wand stand die grobgezimmerte Holzpritsche, auf der eine dünne, ich nehme an, Strohmattlage lag. Auf der Mattlage lagen ein Bettlaken, ein flaches Kopfkissen und eine braune Decke. An der gegenüberliegenden Wandseite stand der Kübel, ein Blecheimer mit Deckel. Der Eimer war genau so hoch, auf das man sich „bequem“ hinsetzen konnte. Auf dem Boden des Kübels war Kalk gestreut, der die übelsten Gerüche etwas milderte. Das Waschbecken an der Wand befand sich neben der Tür.

Die erste Vernehmung am nächsten Morgen gestaltete sich recht ungeordnet. Mehrere Männer von der Staatssicherheit, alle in hemdsärmlicher Kleidung, betraten mal einzeln, mal zu mehreren das Zimmer und befragten mich im zwanglosen Stil nach den Hintergründen meiner gescheiterten Republikflucht. So in dem Stil: – wir kennen uns doch von früher – ich habe dich im Kinderwagen über euren großen Hof geschoben – deinen Vater kannte ich auch gut – du kannst uns alles erzählen – usw. Ich jedoch kannte niemanden von diesen Herren. Die Vernehmer hatten einen genauen Überblick über mich und meine familiäre Situation. Sie vermittelten mir: es wird mir nicht viel passieren, wenn ich alles zugebe. Meine Republikflucht gab ich zu, sonst nichts.

Danach wurde ich dem Haftrichter vorgeführt. Mir wurde begründet, warum ich bis zu meinem Strafverfahren in Untersuchungshaft bleiben werde. Dabei wurden einzelne Paragraphen verlesen und zum Schluss musste ich alles unterschreiben.

Man brachte mich zurück in die Zelle. Zu diesem Zeitpunkt bekam ich noch keine Bücher ausgehändigt und so beschäftigte ich mich mit Kopfrechnen. Damals war es für mich keine Schwierigkeit zu sagen, wie viele Sekunden es braucht, bis dass ein Mensch sechzig oder achtzig Jahre alt wird.

Am darauf folgenden Tag lernte ich den Vernehmer kennen, der, wie sich herausstellen sollte, die weiteren Verhöre leitete, ein recht junger, schlanker, mittelgroßer Mann. Vielleicht hat er auch einen Namen erwähnt, aber den habe ich nicht mehr in Erinnerung. Auch kann ich mich nicht mehr an sein Gesicht erinnern. Er trug zivile Kleidung. Der Vernehmungsaltag begann.

In den ersten Vernehmungen wurde ich über meine Reise und den Fluchtversuch in Ungarn vernommen. Dabei stellte sich heraus, dass die Ungarn meine Reisekoffer nicht mit zurückgeschickt haben. Mein Vernehmer nahm das nicht so ernst: Die haben bestimmt davon etwas gebrauchen können. Mir war es eigentlich auch egal, nur um meinen neuen weißen Jeans-Anzug habe ich etwas getrauert.

Meistens wurde ich bald nach dem Frühstück aus der Zelle abgeholt und in das Vernehmungszimmer gebracht. Mal musste ich erst davor warten, bevor ich eintreten durfte, mal wurde ich schon ungeduldig erwartet oder ich wurde in dem Zimmer allein zurückgelassen. Dass das alles durchdachte Aktionen waren, wurde mir klar, als ich mal alleingelassen den an der Wand stehenden Bücherschrank betrachtete und hinter der halb offen stehenden Tür die Bücher aus unserem häuslichen Bücherschrank und andere Gegenstände erkannte. Ich konnte mir so richtig vorstellen, wie und wo die in unserem Haus überall gesucht haben und wie die in die letzten Winkel gekrochen sein müssen, um das zu finden, was ich nun hier im Schrank sah. Während der folgenden Vernehmung wurde kein einziges Wort darüber verloren. Erst Wochen später spielten unsere Bücher eine Rolle.

Die Verhöre dauerten meistens bis zum Mittag und manchmal, nach dem Essen in der Zelle, ging es auch nachmittags weiter. Es kam auch vor, dass ich nur am Nachmittag geholt wurde oder dass eine Verhörpause von zwei Tagen eingelegt wurde. Manchmal wurde in dem Vernehmungszimmer über längere Zeit kein Wort gewechselt. Der Vernehmer schrieb etwas, schaute aus dem Fenster, sah mich wieder an und schrieb weiter. Ich schwieg auch. Aus heiterem Himmel wurde plötzlich an mich eine belanglose Frage gestellt und danach, in schärferem Ton, sofort eine, für meinen Fall wichtige Frage, hinten angehängt. Den Vernehmer habe ich nicht so schreiend wie den in

Ungarn erlebt. Seine Gesten und die Sprache drückte eher die Haltung aus: Wir werden dich schon kriegen, wir haben Zeit.

Nach vielleicht zwei Wochen wurde ich in eine Gemeinschaftszelle verlegt. Diese befand sich einen oder zwei Stock höher. Es war eine Dreierzelle und mit mir war sie nun komplett belegt. Wir begrüßten uns und nach kurzem Zelleneinrichten machten wir uns miteinander bekannt. Die Zwei hatten irgend-etwas mit Wirtschaftsdelikten zu tun. Ich erzählte von meinen Erlebnissen in Ungarn und sie von ihren Trickereien. Details und Einzelheiten über unsere Fälle waren tabu und wir wollten diese auch nicht von einander hören. Sie wiesen mich unter anderem in die „Klopfzeichensprache“ ein und gaben noch weitere Tipps. Ich erfuhr einige Interna über das Gebäude, die Wachposten und deren Marotten. In dieser Zelle habe ich richtig das Rauchen angefangen.

Mit den Zellengenossen war der Tag natürlich kurzweiliger geworden. Auch der Freigang, die kurze Zeit an der frischen Luft in einem mit Draht überspannten Betonkäfig, wurde interessanter. Drei Augenpaare sehen mehr, und mit Kopfnicken, Sprechen war nicht erlaubt, machten wir uns auf Kleinigkeiten aufmerksam. Wie zum Beispiel auf den Löwenzahn, der sich durch eine Betonspalte drückte oder auf die Turmfalken, die auf einem der Türme des „Roten Ochsen“ ihr Nest hatten. Interessant war auch, ob in einem Fenster im angrenzenden Frauengefängnis Gesichter und Stimmen zu sehen und zu hören waren.

Das Leben in einer Gemeinschaftszelle hatte Vorteile sowie natürlich auch Nachteile. Bei dem nicht gerade üppigen, geschweige denn schmackhaften Essen, mochte der eine jenes nicht und der andere dieses nicht und so konnte man sich aushelfen. Wenn der Körper aber alles verdaut hatte, musste man nun dreimal die unangenehmen Gerüche und Folgendes ertragen. Doch die Vorteile überwogen.

Immer samstags gab es Griesbrei mit einer Fruchtsoße und so wussten wir, eine Woche war wieder vergangen. Dann war auch Rasieren dran. Wir wurden gemeinschaftlich aus der Zelle in einen extra dafür hergerichteten Zellenraum geführt. Unter Bewachung wurden uns die Rasierklingen für die Nassrasur ausgehändigt. In einer Reihe standen vor uns auf einem Tisch drei mit warmem Wasser gefüllte Emailschüsseln. Daneben lagen Pinsel, Rasierseife und die Klingenthaler. Wir seiften unser Gesicht mit den störrischen, harten Pinseln ein und legten die zusammen geschraubten Rasierapparate zwischenzeitlich in die Schüssel. Diese waren hoffentlich mit recht heißem Wasser gefüllt. Denn je heißer das Wasser war, umso leichter nahmen die stumpfen Rasierklingen die Barthaare ab. Je jünger die diensthabenden Wachsoldaten waren, desto lauwarmer war das Wasser.

In dieser Gruppe wurde ich auch, ich glaube das erste Mal seit meiner Verhaftung, zum Duschen in den Keller geführt. Die „Dusche“ war ein dunkler und

modriger Raum mit Duschköpfen, die fest an der Wand verschraubt waren. Man hatte, glaube ich, keine große Möglichkeit die Wassertemperatur einzustellen. Nach dem Wechseln der Unterwäsche wurde man wieder hinaufgeführt. Ich war froh, wieder in der Zelle zu sein. An diesem Gebäude muss wohl seit der Erbauung, im neunzehnten Jahrhundert, nichts erneuert worden sein.

Nun wurde ich auch in die Ausgabeliste für Bücher und Spiele aufgenommen. Zu meinem Erstaunen waren da Werke von sehr namhaften Schriftstellern vertreten. Neben der klassischen russischen und deutschen Literatur, befand sich unter anderem auch ein Buch von Böll. Natürlich war in der Auswahl auch sozialistischer Heldenschrott darunter, aber den brauchte man sich ja auch nicht auszuleihen. Dem Major, der die Bücherei betreute und der wahrscheinlich auch für den Buchbestand verantwortlich war, sage ich heute noch Dank. Die Bücher haben mir sehr über schwer auszuhaltende Stunden hinweg geholfen.

Mit der Zeit verschärften sich die Verhöre. Dass niemand von meiner Flucht wusste, so behauptete ich es ja seit meiner Verhaftung in Ungarn, wollte der Vernehmer mir nicht mehr abnehmen. Die Struktur unserer damaligen Gruppe kannte die Stasi sehr gut. Mir wurden wortwörtliche Protokolle mit den dazugehörigen Namen aus unseren Besprechungen im Gemeindesaal der Johannis-kirche vorgelesen. Nach einem solchen Verhöre wurde ich nicht von einem Wachsoldaten, sondern von einem anderen Stasimann in Zivil abgeholt. Der Weg führte auch nicht direkt in die Zelle zurück. Um viele Ecken herum wurde ich in das Kellergeschoss des „Roten Ochsen“ geführt. Mit dem Hinweis, die Verhöre könnten schärfer geführt werden und auch meine persönliche Situation könnte sich drastisch verschlechtern, schloss der Mann eine Kellerzelle auf und führte mich hinein. Die wirklich dunkle, feuchte Zelle war in keinem sehr guten Zustand. Er nahm mich an den Arm und führte mich wieder heraus. Ich sollte endlich mit der Wahrheit herausrücken. Der Stasimann übergab mich einem Wachmann und ich wurde wieder in die oberen Stockwerke gebracht. Ich blieb bei meiner Version.

Eines Tages, nach dem Hinweis meines Vernehmers, ich sollte nicht so störrisch sein, wurde ich wieder in eine Einzelzelle verlegt. In den folgenden sechs Wochen wurde ich kaum zum Verhör geholt.

Eines Abends, das Licht in der Zelle war schon abgedunkelt, hörte ich vom unteren Zellentrakt herkommend starke Schläge, die gegen die Heizungsrohre donnerten. Dazu das Aufschreien und Brüllen eines Mannes. Sicherlich ist da jemand durchgedreht, und er wurde zur Strafe an die Heizung gekettet. Der Mann tat mir sehr Leid und gleichzeitig war ich froh, dass mir das noch nicht passiert war.

Die Tage über grübelte ich, stellte mir vor, was die wissen oder was auch nicht. Wo werden wohl meine drei Freunde sein? Entweder sie sitzen auch

irgendwo ein oder sie sind im Westen. Für mich war klar, sie sind im Westen. Bei den Vernehmungen ist nicht direkt nach Jens, Didi und Dorothea gefragt worden. Die wollten immer nur wissen, wie unsere Jugendarbeit in der Johannis-kirche abgelaufen ist und wer von meiner Flucht wusste. Das allabendliche Klopfen, also sich mit den Zellennachbarn durch die Wand Geschichten erzählen und viel lesen, halfen mir über diese nicht enden wollende Zeit hinweg.

Dann, nach langer Zeit wieder einmal, wurde ich zu einem Verhör geholt. Diesmal ging es um die schon erwähnten Bücher aus unserem häuslichen Bücherschrank. Mein Vater besaß noch Bücher von vor 1945, Olympia-Bücher und solche, die irgendwelche Themen aus der Nazi-Zeit behandelten und von irgendwelchen Schriftstellern geschrieben worden sind. Des weiteren hatten die noch Konstruktionspläne der JU 52 gefunden und ein altes Hitler-Bild, das ein Onkel gemalt hatte. Wo dieses Bild hergekommen ist, ist mir ein Rätsel. Das hätte ich, wenn es mir vorher aufgefallen wäre, sofort verbrannt, schon allein deswegen, damit meine Mutter bei einer zu erwartenden Hausdurchsuchung deswegen keine Schwierigkeiten bekommt. Bei meinen Vorbereitungen zur Flucht hatte ich die Bücher zum Teil eingesehen.

Da die von meinem Vater in den Bücherschrank hineingestellt worden sind, er garantiert keine nationalsozialistische Einstellung hatte und nie in der Partei war, trotz seiner Position in den Junkerswerken, hatte ich den Büchern keinerlei Bedeutung zugemessen. Die Staatssicherheit sah das anders. Die wollten mir nun Verbreitung von Nazi-Propaganda vorwerfen. Das habe ich aufs heftigste bestritten. Nach einem Disput mit meinem Vernehmer habe ich die Arme vor meiner Brust verschränkt und ihm gesagt, das müsse er mir erst einmal beweisen. Danach war das Verhör beendet. Zurück in der Zelle habe ich festgestellt, mit welcher Erleichterung man aus einem Verhör kommen kann, wenn man nichts verheimlichen muss und wenn man nichts zu verbergen hat.

Vielleicht, mit heutigem Wissen, habe ich bei diesem Verhör meinem Vernehmer zuviel über mich preisgegeben. Bei den Verhören, die sich um die Flucht drehten, war ich nicht so locker. Da saß ich meistens verkrampft und recht schweigsam auf meinem Stuhl. Nur das zugebend, was die mir vorlegten und was anderen nicht gefährlich werden konnte.

Die nachfolgenden Verhöre verschärften sich nochmals, der Ton wurde rauer. Auch wurden mir immer intimere Details aus unserer Gruppenarbeit geliefert. Ich wusste nicht, von wem die Informationen sonst stammen könnten als vom innersten Kreis unserer Gruppe. Also waren Jens, Dothi und Didi vielleicht doch verhaftet.

An einem Vormittag, ich glaube es war Ende November, bin ich „zusammengebrochen“. Nachdem mir weitere Fragen gestellt worden sind, die nur auf

eins hinausgelaufen sind, nämlich dass noch mehr von der Flucht wussten, sie die Personen schon kennen und ich nichts mehr aufhalten könne, habe ich es unter Tränen zugegeben. Neben der Verzweiflung, nicht durchgehalten zu haben, ist in mir auch ein Gefühl der Erleichterung aufgekommen. Endlich war das Versteckspiel vorbei.

Wenn die drei sowieso verhaftet waren, so meine Gedanken, konnte ihnen meine Aussage nicht schaden. Waren sie im Westen, hatten sie überhaupt nichts zu befürchten. In der Aussage habe ich nur über uns vier gesprochen. Ich hatte ja überhaupt keine Ahnung und konnte es mir auch nach unseren getroffenen Absprachen nicht vorstellen, dass die drei noch auf freiem Fuß waren und studierten. Das erfuhr ich erst später.

Die folgenden Zusammenkünfte mit meinem Vernehmer waren danach meistens recht kurz. Nachdem ich die letzte Unterschrift unter das Abschlussprotokoll geleistet hatte, sollte ich einen Anwalt benennen. Vorher wurde eine Besprechung mit einem Anwalt nicht erlaubt mit dem Hinweis, wir sind hier nicht im Westen. Ein Freund meines verstorbenen Vaters war Rechtsbeistand und so nannte ich diesen Namen. Tagelang hörte ich nichts von meinem Vernehmer. Auf meine Nachfrage hin wurde mir von ihm mitgeteilt, dieser Rechtsbeistand sei nicht zuständig für mich, ich bekäme einen anderen Anwalt. Wer das ist, könne er mir nicht sagen.

Ich bin dann auch wieder mit anderen Häftlingen zusammengelegt worden. Da war ein alter, kleiner Mann, der in seinem Ort nicht mehr Bürgermeister sein wollte. Die örtliche Parteileitung und die Dorfbewohner haben ihn trotzdem mehrmals wiedergewählt. So ist er in seiner Not nach Ost-Berlin gefahren, hat dort einen läppischen Fluchtversuch vorgetäuscht und hat sich festnehmen lassen. In der Zelle berichtete er froh, mit dieser Tat endlich seine Ämter losgeworden zu sein. Er hat mir viele alte deutsche Schlager beigebracht. Eines davon ist mein Lieblingslied geworden: „Mein kleiner grüner Kaktus ...“. Noch ein anderer, leider manchmal sehr nerviger Geselle, hat in seiner Einfalt im Pionierhaus seiner Stadt der dortigen Thälmann-Büste auf den Kopf geschissen. Dieser einfache Junge erzählte ständig von seinem Vogel „Peter“. Während ich Bücher las, schaltete ich so ab, dass ich ihn und seine Vogelgeschichten stundenlang nicht wahrnahm.

Der erste Besuch meiner Mutter stand an. Ich wurde angewiesen, im Gespräch kein Wort über die Flucht und über den Inhalt der Aussagen zu verlieren. Der Besuch würde sonst sofort abgebrochen werden. Es waren zwei Wachmänner, die mich zur Besucherzelle führten. Verdutzt stellte ich fest, der jüngere der beiden war ein ehemaliger Trainingskamerad aus meiner Radrennzeit in Dessau. An seinen Namen kann ich mich nicht mehr erinnern. Er wohnte damals in Dessau-Mildensee. Er hatte mich auch erkannt, gab das

jedoch nicht zu erkennen. Dass er die Niederlagen in Radrennen gegen mich noch nicht verwunden hatte, stellte sich heraus, als meine Mutter in die Besucherzelle geführt wurde. Meine Mutter und ich begrüßten uns. In dem Raum standen zwei Stühle und dazwischen ein kleiner Tisch. Als ich mich setzen wollte, fauchte mich der jüngere Wachmann an, ich solle gefälligst stehen bleiben. Erst als meine Mutter sich auf ihren zugewiesenen Stuhl setzte, durfte auch ich mich setzen. Danach verließ der jüngere den Raum und der ältere Wachmann setzte sich in der Ecke auf einen Stuhl. Er verfolgte das Gespräch mit meiner Mutter.

Ich beteuerte meiner Mutter, dass es mir gut ginge, sie sich um mich keine Sorgen zu machen brauche, und bestimmt sehen wir uns bald wieder. Was soll man auch sagen, wenn man nichts sagen darf und sah, dass meine Mutter größeres Leid durch mich zu erdulden hatte, als ich an der Situation litt. Nachdem sie mir von meinen Geschwistern erzählte und von anderen, wurden wir auf das Ende der Besuchszeit hingewiesen. Die Geschenke, die sie mir mitbrachte, wurden von dem Wachmann kurz inspiziert, und ich durfte diese dann in Empfang nehmen. In der Zelle angekommen, stellte ich mit Wonne fest: Es waren Schnitzelbrote, Obst und eine kleine Pfeife mit Tabak. Wenn ich schon rauchen musste, so sollte es doch Pfeife sein.

Vor Weihnachten '71 wurde ich öfters in andere Zellen und Stockwerke verlegt. An Heiligabend war ich allein in einer Zweierzelle, im obersten Stockwerk. Ich hatte ein mulmiges Gefühl im Bauch, das erste Mal in meinem Leben allein zu Weihnachten. Doch die Melancholie an diesem Abend war besser zu ertragen als ich vermutete.

Zu Silvester bekam ich wieder einen Zellengenossen zugeteilt: „Vogel-Peter“. Nach der Feststellung, dass er doch nach seinen eigenen Angaben schon längst aus der U-Haft entlassen sein sollte, machte ich ihm klar, das er auf keinen Fall von seinem Vogel erzählen dürfe. Das muss eine harte Forderung an ihn gewesen sein. Er war an diesem Abend nicht so redselig.

Irgendwann, ich weiß nicht mehr, im Januar '72 oder später, wurde ich wieder in die Besuchszelle geführt und ein Anwalt saß mir gegenüber. Er stellte sich als Vertreter Vogels vor. Es war ein recht kurzer Besuch. Er teilte mir mit, kirchliche Stellen würden sich um mich kümmern und ich käme auf jeden Fall in den Westen. Auf meinen Einwand, vielleicht wolle ich nicht mehr, ich bin innerlich etwas zerrissen und würde davon Abstand nehmen, bekräftigte er noch einmal, es gäbe kein Zurück mehr. Danach verabschiedete er sich. Das war für mich ein guter Besuch, eine gute Nachricht. Qualen und Selbstzweifel, ob man nicht doch ein „Leben in der DDR“ hätte führen sollen, demütig zurückkehren und dafür der Mutter und den Geschwistern ihr erlittenes Leid wiedergutmachen, hatten ein Ende. Die Richtung stimmte wieder, im wörtlichsten Sinne.

Es war jetzt ein Warten auf die Gerichtsverhandlung. Der erste Termin für die Verhandlung wurde verlegt, so erinnere ich mich, weil sich herausgestellt hatte, dass die zuständige Richterin die Mutter eines früheren Schulkameraden war. Mein Vernehmer teilte mir Anfang Mai als neuen Gerichtstermin mit und dabei erwähnte er auch, dass die Verhandlung zusammen mit Didi, Jens und Dothi durchgeführt wird.

Zwischenzeitlich wurde ich in die unterschiedlichsten Zellen verlegt. Nach einem solchen Zellenwechsel stellte sich beim anschließenden „Klopfen“ überraschend heraus, dass Dothi mit einer Zellengenossin im unter mir liegenden Stockwerk einsaß. Auch kannte ich ihre Zellengenossin aus Dessau. Zeitweilig waren wir gemeinsam Mitglieder im großen „Luther-Chor“.

Wir ließen uns Schachspiele in unsere Zellen bringen und so konnten wir durch die Wände, mit den vorher ausgemachten Klopfzeichen, Schach spielen.

Der Tag der Verhandlung war da. Mir wurden ein Anzug, ein weißes Hemd, Schlips und Schuhe gebracht. Alles passte einigermaßen zusammen. Die müssen ja einen schönen Fundus im „Roten Ochsen“ gehabt haben. Die Fahrt nach Dessau vollzog sich auf die gleiche Art, wie die von Berlin nach Halle. Am Gerichtsgebäude angekommen, parkte der Barkas auf der gegenüberliegenden Straßenseite des Gebäudes. Mir wurden wieder die Handschellen angelegt und die zwei Wachsoldaten führten mich über die Straße in das Gebäude. Ich wurde über die Treppen in das obere Stockwerk geführt und schon kamen meine Mutter, Geschwister und Verwandte angerannt und wollten mich umarmen. Die Wachmänner waren darauf nicht vorbereitet und hatten Mühe, mich in den Vorbereitungsraum zu bringen. Sie fragten mich dort, wer denn die Leute alle seien, das hätten sie so noch nie erlebt.

Im Verhandlungsraum traf ich dann mit Dothi, Jens und Didi zusammen. Freudig haben wir uns begrüßt. Wir mussten auf der Anklagebank Platz nehmen. Vor uns saßen die Verteidiger. Ich weiß heute gar nicht mehr, ob mich nicht wenigstens einer von denen vor der Verhandlung in der Untersuchungshaft besucht hatte. Auf den Zuschauerplätzen saßen unsere Angehörigen und Vertreter der Betriebe und Schulen.

Der Richter, die Schöffen und der Staatsanwalt betraten den Raum. Den Staatsanwalt erkannte ich sofort wieder. Wir haben ihn einmal in Dessau in einer stadtbekanntem Spelunke gesehen. Allein, an einem Tisch im hintersten Eck, stierte er betrunken vor sich hin. Nach Eröffnung der Verhandlung wurde die Öffentlichkeit ausgeschlossen.

Der Staatsanwalt hielt sein Plädoyer. Er beschimpfte und begeisterte uns als undankbare, vom Westen gesteuerte, des sozialistischen Staates nicht würdige Individuen. Die Art und Weise wie er das tat erinnerte mich an eine Filmszene in dem Dokumentarfilm über den bulgarischen Kommunisten Dimitroff,

der im Dritten Reich von einem deutschnationalen Staatsanwalt in ähnlicher unsachlicher Weise beschimpft wurde. Den Film hatte ich im Schulunterricht gezeigt bekommen.

Außer dass wir unsere Personen bestätigen mussten, durften wir über uns und unsere Motive keine Aussage machen. Die Verteidiger hatten uns schon vorher darum gebeten, nicht in die Verhandlung einzugreifen und keine Kommentare hineinzurufen. Während der Verhandlung schauten wir vier uns immer mal wieder kurz an und lächelten uns zu. Die Verhandlung war ein Witz, ein Schauspiel. Die Vertreter der Schulen und Betriebe mussten ihre Aussagen machen, die Verteidiger redeten über uns und danach zog sich das Gericht zur Urteilsfindung zurück.

Es war Pause. Im Flur warteten unsere Angehörigen und unter kurzen Zurufen wurden wir wieder getrennt in die Vorzimmer gebracht. Ich bekam etwas zu essen und zu trinken. Nach der Pause wurde die Verhandlung unterbrochen und die Fortführung auf den nächsten Tag festgelegt. Am zweiten Verhandlungstag wurde das Urteil verlesen.

Ich wurde zu einem Jahr und vier Monate Haft verurteilt. Die Untersuchungszeit wurde angerechnet. Didi durfte vorläufig noch in Freiheit bleiben und schaute traurig zu, wie wir wieder in Handschellen abgeführt wurden. Wieder unter lautem Zuspruch wurden wir über die Flure zum Wagen geführt. Der Barkas stand die Verhandlungszeit über in der Sonne. Im Inneren des Autos war es so heiß, dass ich in der kleinen Transportzelle keine Luft mehr bekam. Ich klopfte wie wild an die Türklappe. Die Wachmänner hatten ein Einsehen mit mir und öffneten um einen Spalt die Tür. Das war das erste Mal, dass ich in der Haft Angst bekommen hatte. Dafür konnte ich durch diesen Spalt etwas von Dessau erhaschen. Nachdem die Luft im Wageninneren auf ein erträgliches Maß abgekühlt war, wurde die Tür wieder geschlossen. Im „Roten Ochsen“ angekommen, wurde ich in eine Einzelzelle geschlossen. Die angenehme Zivilkleidung musste ich gegen die alten, schweren Gefängnisklamotten zurücktauschen.

Ein letztes Mal wurde ich zu meinem Vernehmer gebracht. Er fragte mich nach meinem Urteil, und als ich ihm das mitteilte, meinte er, den Rest sitze ich mit einer Arschbacke ab. Das bejahte ich lächelnd. Da schlug seine Stimmung plötzlich um und kühl antwortete er, wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte ich über drei Jahre bekommen. Es muss die gefuchst haben, dass sie so lange brauchten, um uns zu überführen und dass wir so einen starken, öffentlichen Zuspruch hatten.

An dieser Stelle möchte ich allen bekannten und unbekanntem Personen, die mir und uns in dieser schwierigen Zeit mit Gebeten und Rat und Tat zur Seite

gestanden sind, aufs herzlichste danken. Ohne ihr Zutun wäre für uns manches anders, härter und schwerer verlaufen. Siehe oben.

Mitte Mai wurde ich auf „Transport“ geschickt.

4.3. Die Reise

Das war eine Überraschung. Jens und ich wurden gemeinsam auf „Transport“ geschickt.

Als wir uns sahen, konnten wir es erst nicht glauben und dachten, die haben einen Fehler in ihrer Transportliste nicht entdeckt. Die Stunden in der Sammelzelle vergingen und wir waren immer noch zusammen. Also war es für die Stasi gar nicht mehr interessant, ob wir unsere Erlebnisse austauschen konnten. Wir waren verurteilt, und das war es.

Wann und wo wir auf unserer Reise durch die Republik, in Richtung unserer Strafhaftanstalt, überall Halt gemacht haben, kann ich nur teilweise angeben. Ich habe nur noch einzelne Stationen in Erinnerung, ohne genaue zeitliche Abfolge. Die Zeitspanne, von der ich nun berichte, umschließt Mitte Mai bis Anfang Dezember 1972.

Zuerst, wie schon gesagt, wurden wir in Halle, in einem mir unbekanntem Gefängnis, zu einem „Sammeltransport“ zusammengestellt. Wir, das waren Häftlinge aus den unterschiedlichsten Gefängnissen und mit den persönlichsten Inhaftierungsgründen. In dieser Zelle mussten wir, so glaube ich, etwa zwei Tage verbringen.

Mit den Geschichten, die in der großen Zelle erzählt wurden, wollten sich viele in ihrer Art profilieren. Und manchmal habe ich gestaunt, für welche, eigentlich geringfügige Vergehen, ohne damit etwas zu verharmlosen wollen, man in Haft kommen und verurteilt werden konnte. Am meisten schockierte mich, dass es bei vielen Jugendstrafen so genannte „Von-Bis-Strafen“ gab. Um es zu verdeutlichen: Ein Jugendlicher ist zu ein- bis drei Jahre Haft verurteilt worden. Das Mindeststrafmaß, ein Jahr, musste der Jugendliche auf jeden Fall absitzen. Wenn die Herren des Strafvollzuges es dann für angebracht hielten, konnten die beschließen, der Jugendliche bleibt noch für ein weiteres Jahr in Haft. So lange, bis das Höchststrafmaß erreicht ist. Ein Hoch auf die sozialistische Resozialisierung.

Aufgelistet und aufgerufen, wieder wurden uns Handschellen angelegt, sind wir im Mannschaftswagen zum Hauptbahnhof Halle gefahren worden. Dort angekommen mussten wir unter strenger Bewachung, also Wachmänner mit Hunden und Maschinenpistolen im Anschlag, mitten durch den Publikumsverkehr, zu dem bereitgestellten Zug laufen. Der Zug stand auf dem letzten

Gleis. Den Leuten, die sich in der Unterführung und auf den Bahnsteigen aufhielten, wurde ein prächtiges Schauspiel geboten. Manche hielten sich, vielleicht vor Schreck oder an alte Zeiten erinnert, die Hand vor den Mund.

Der Zug erweckte von außen den Anschein eines normal üblichen Reisezuges. Auf den zweiten Blick bemerkte man vielleicht die veränderten Fenster. Die waren aus Milchglas. Drinnen war es taghell, aber die Sicht nach außen war versperrt und die Fenster von innen vergittert. Auch die Waggonabteile waren noch vorhanden und die bequemen Sitze in einigen Abteilen erhalten, in anderen durch Bankreihen ersetzt worden. Jedes Abteil hatte eine abschließbare Gittertür. Auch gab es kleinere Zelleinteilungen. Wofür die da waren weiß ich nicht, ich kann es nur vermuten, zur Verwahrung renitenter Gefangener.

In Leipzig war für mich erst einmal Endstation. Nach bekanntem Ritual wurde ich in ein Gefängnis gefahren und in eine Dreierzelle weggesperrt. Die dortigen Insassen freuten sich über die willkommene Abwechslung und erzählten ihre Einbruchsgeschichten. Ich könne es ja mal besser machen. Im Laufe des Tages wurde ich aus dieser Zelle wieder abgeholt und in eine andere verlegt.

Ob ich da mit Jens wieder zusammen gekommen bin, ist mir nicht mehr in Erinnerung. Auch weiß ich nicht mehr, ob folgende Begebenheit sich in Halle oder Leipzig abgespielt hat. Die Gefängnisse, die ich auf meinem Transport kennen gelernt habe, sahen alle so gleich aus und sie haben, besonders nach so langer Zeit, in meinen Erinnerungen keine eigenen Konturen. Nur Einzelheiten wie diese sind erhalten geblieben.

Unserer morgendlicher „Frischluftpaziergang“ über den kleinen Gefängnishof wurde nach geraumer Zeit abgebrochen und wir, auch die anderen Gefangenen, mussten zurück in die Zelle. Danach wurde der Hof gründlich kontrolliert und ein einzelner Gefangener zum Hofgang geführt. Von dem hieß es, er sei ein Mörder und zum Tode verurteilt worden. Vorsichtig öffnete ich für einen Spalt das von außen vergitterte Fenster. Hier funktionierte das, und ich war neugierig und erschrocken zugleich. Ich hatte mir einen alten Mann vorgestellt. Dies aber war ein junger Mann in meinem damaligen Alter. Ich wusste und weiß nichts von ihm, aber so wie er da einsam seine Runden gelaufen ist, mit gesenktem Kopf, tat er mir Leid.

Die Reise ging weiter. Über Dresden, so glaube ich gehört zu haben, sind wir dann in Cottbus gelandet. Die Haltestellen unterwegs sind uns nicht mitgeteilt worden. Nur wenn jemand „ausgestiegen“ oder „zugestiegen“ ist, hat man erfahren, welche Gegend gerade durchfahren wurde.

Im Cottbuser Gefängnis angekommen, wurden wir, so ungefähr zwanzig Personen, in eine Auffangzelle gesperrt. Hier habe ich Jens wieder getroffen.

Nach etlichen Stunden Wartens, einige Gefangene sind schon unruhig geworden, wurde ich in den Aufnahmetrakt verlegt. Die Personalien wurden wieder überprüft und besonders der berufliche Werdegang wurde abgefragt. Danach kam ich in diesem Trakt in eine Zelle, die für Wochen nun mein vorläufiges „Zimmer“ war. An meinem zwanzigsten Geburtstag. Die neuen Zellengenossen gratulierten mir und ich habe ein Bett zugewiesen bekommen.

An der linken Wand der Zelle standen vier dreistöckige Betten. In der vorderen Wand war ein großes Fenster, durch das man hinaus auf den Hof sehen konnte. Das Fenster war auch zu öffnen, aber davor natürlich die Gitterstäbe. Rechts, neben dem Fenster im Raum, die nach innen gebaute, in sich abgeschlossene Toilette. Ein Waschbecken befand sich in Nähe des Fensters. An der rechten Wandseite stand eine mit Fächern unterteilte Schrankwand, für unsere persönlichen Utensilien. Davor stand ein großer Tisch mit zwölf Stühlen.

In der Zelle herrschte unter uns Zwölfen eine gute Stimmung. Man kann fast sagen, wir waren eine gute Wohngemeinschaft. Hier habe ich auch zwei getroffen, die in Ungarn an fast der gleichen Stelle verhaftet worden sind wie ich. Wir haben unsere Erfahrungen ausgetauscht und noch viele neue Informationen von den anderen erhalten.

Diese Hinweise, und was ich sonst noch in der Gefängniszeit über Ungarn erfuhr, habe ich Jahre später, bei einem Treffen in Ost-Berlin, einem anderen Freund aus unserer Dessauer Gruppe erzählt. Er hat die Flucht über Ungarn in das damalige Jugoslawien geschafft. Das war der Jack.

Zurück in die Zelle. Jeden Morgen sind wir in einen Arbeitsdienst eingeteilt worden. Während der Zeit im Aufnahmetrakt hat der Einsatzort sehr oft gewechselt. Als erstes war bei mir die Näherei dran. Dort war ich nur einen Tag. Ich muss mich so blöd angestellt haben, ein zweites Mal bin ich nicht eingesetzt worden.

Mein großer Wunsch war, in den Küchendienst eingeteilt zu werden. Da hat man zusätzliches Essen bekommen. Und wenn man geschickt war, konnte man für die anderen Zwiebeln in die Zelle schmuggeln. So wie es einige Mitgefangene für uns gemacht haben.

Vorher gab es für mich aber noch einen anderen Job zu erledigen.

Ich wurde in den Kartoffelkeller versetzt. Es stank erbärmlich aus den Kellerräumen. Der Wachmann brachte mich hinunter, gab mir eine Mistgabel in die Hand und erklärte mir die Arbeit. Die Kartoffeln, die in ihrer eigenen Jauche lagen, mussten aus einem Kellerraum in den nächsten verlagert werden. Die sollten dort abtrocknen, um danach wieder in der Küche Verwendung zu finden. Eine Vorgabe, wie viel ich zu schaffen hätte, gab der Wachmann mir

nicht. Nach der Einweisung verschwand er sofort mit dem Hinweis, er komme erst mittags um mich abzuholen.

Minuten später nahm ich den fauligen Geruch weniger wahr. Ich sah mir den Keller an und wusste nun, wie und wo ich mich „frei“ bewegen kann. Ein Kellerfenster, oberhalb der Straßenebene gelegen, war frei zugänglich. Von dort aus konnte ich den Bewegungsverkehr innerhalb des Hofes heimlich einsehen. Aufregendes gab es nicht zu sehen. Jedoch keine Bewachung zu haben und etwas so lange ansehen zu können, wie man es selber wollte, das hatte etwas von Freiheit.

Eines Tages bin ich wirklich zum Küchendienst eingeteilt worden. Kartoffeln schälen. Dafür gab es Schälmaschinen. Die letzten Feinheiten aber, nicht entfernte Knospen oder Dreckdellen, hat man mit der Hand nachschälen müssen. Die vielen hundert Portionen, die in diesem großen Gefängnis verteilt werden mussten, beanspruchten lange Vorbereitungszeiten und viele Helfer. Der Koch, ein Langzeit-Gefangener, gab sich alle Mühe, aus den Zutaten, die er zur Verfügung hatte, brauchbares Essen zu kochen.

Wir, die Küchenhelfer, bekamen eine größere Portion zu essen. Nach dem Essen wurde die Küche geputzt und danach Ausschau gehalten, was man für die anderen mit in die Zelle schmuggeln konnte. Zwiebeln, so stellte sich heraus, eigneten sich wirklich am besten zum Schmuggeln.

Nach getaner Arbeit musste man marschieren. Blockweise, in Reihen aufgestellt, marschierten wir geordnet um die Rasenfläche in dem großen Innenhof herum. Die Wachmänner achteten sehr darauf, dass ein hohes Schrittempo gehalten wurde. Wer nicht mitkam, wurde herausgezogen. Besonders von so einem kleinem dicken Fiesling, der selbst einen alten Mann nicht verschonte und ihn mit Gewalt in ein Gebäude schleppte. Das, was auf dem Hof passierte, habe ich gesehen. Was im Gebäude geschah, habe ich nicht gesehen. Laut anderen Gefangenen ist er zusammengeschlagen worden.

Ein Ausländer schrie immer dann aus dem Fenster, wenn wir während des Rundgangs an seinem Trakt vorbei kamen, er werde blind. Das machte er öfters und so wollte er auf seine Situation aufmerksam machen. Die Mitgefangenen, die neben mir liefen, erzählten mir, er habe während seiner Untersuchungshaft eine Augenkrankheit bekommen. Diese Krankheit verschlimmerte sich in Strafhäft zusehend und trotzdem wurde ihm eine ärztliche Behandlung verweigert.

Abends haben wir oft mit Wasser gefüllten Putzeimern Kraftsport betrieben. Meine Leistungen waren mittelmäßig. Ein beliebtes Spiel für Neuankömmlinge in der Zelle war der Handstand an der Wand. Ein „alter“ Zellengenosse machte einen Handstand vor. Nach ein paar Sekunden löste er die Füße von der Wand und einer begann die Sekunden, die er ohne Hilfe auskam, zu

zählen. Der „Neue“ sollte nun versuchen, die Zeit zu überbieten. Meistens nahmen sie die Gelegenheit wahr und versuchten ihr Bestes. Für uns war das aber gar nicht das Wichtigste. Sobald er an der Wand seinen Handstand machte, schütteten wir ihm Wasser in die Hosen. Viele nahmen das mit Humor auf, wenige wurden ärgerlich. Wir wussten nun woran wir mit dem Neuen waren. Die, welche so schlau waren, den Trick zu durchschauen, sind auch in die Gemeinschaft aufgenommen worden.

Mir wurde mitgeteilt, welche Arbeit ich nun endgültig zu verrichten hatte. Das bedeutete einen Umzug in einen anderen Trakt des Gefängnisses und gleichzeitig auch, dass man für seine Arbeit einen geringfügigen Lohn bekam. Damit konnte man sich zusätzliche Lebensmittel und Tabak kaufen. Viel Geld blieb aber dafür nicht übrig, denn man musste von dem geringen Lohn auch die entstandenen Gerichtskosten an den Staat zurückerstatten.

Hier, in der neuen Zelle, ebenfalls zwölf Mann auf ca. 20 m², lernte ich den Einsatz von Zellenvorstehern kennen. Die so genannten „Bridger“ (abgeleitet von Brigadier) waren kriminelle Strafgefangene, die von der Gefängnisleitung ausgesucht und dazu bestimmt wurden. Sie sollten das Bindeglied sein zwischen Zelle, dem Wachpersonal und den Offizieren, die einen Trakt leiteten. Sprich, sie sollten spionieren und berichten, was in der Zelle geredet wurde. Wir, die politischen Gefangenen, reduzierten den Kontakt zu Bridgern auf das Nötigste.

Mit dem Offizier dieses Traktes konnte man reden. Ich beantragte eine Bibel zum Lesen und bekam sie auch mit dem Hinweis, sie keinem in meiner Zelle auszuleihen. Natürlich bejahte ich das. In der Zeit, in der die Bibel in der Zelle war, sind einige Diskussionen über Gott und die Welt geführt worden. Wie kam das bloß? Auch zu einem Gottesdienstbesuch bin ich zugelassen worden. Es war schön, dass ich so etwas mal wieder erleben durfte.

Ein anderer ergreifender Moment ereignete sich an einem lauen Sommerabend. Weil es an einem Abend noch so warm war, hatten die meisten Zellen die Fenster geöffnet. Aus einer Zelle ist ein Lied zu hören gewesen. Immer mehr Gefangene stimmten in die Melodie ein. Zum Schluss waren es Hunderte, die das Lied über die Gefängnismauern hinaus erschallen ließen. Mit einem Mal wurden die Zellentüren aufgerissen, und wir mussten in den Flur und stramm stehen. Als sich die Lage beruhigt hatte, wurden wir wieder in die Zellen zurückgeschlossen. Die Fenster durften an diesem Abend nicht mehr geöffnet werden.

Meine Mutter hatte einen Besuchstermin erhalten. Ich wusste von dem ja nichts und war umso erstaunter, als ich außer der Reihe aus der Zelle geholt wurde. Auf dem Weg zum Besucherraum durchschritt ich endlose Korridore durch verschiedene Gebäude. Der Wachmann war nicht so schweigsam wie

sonst üblich. Ich betrat den Besuchsraum und meine Mutter saß schon an einem Tisch. Ich setzte mich zu ihr. Zwischen uns eine Glasscheibe. In dem Besuchsraum befanden sich noch andere Gefangene und Besucher. Die Gespräche wurden vom Gefängnispersonal überwacht.

Die Besuchszeit war kurz bemessen. Meine Mutter teilte mir unter anderem mit, dass mein Onkel Horst Pohl in der Zwischenzeit umgezogen war, und sie noch keine neue Adresse von ihm hatte. Beim nächsten Besuch wolle sie mir diese dann mitteilen. Für mich war das wichtig, denn er sollte die erste Anlaufstation im Westen sein.

Nach dem Besuch wurde ich auf dem Korridor von dem Wachmann auf der Suche nach verbotenen Sachen abgetastet und die Kleinigkeiten, die meine Mutter mir mitgebracht hatte, wurden noch einmal untersucht. Der Wachmann hat auf dem Rückweg zur Zelle nette persönliche Bemerkungen gemacht. Es gab eben solche und solche. Ein zweiter Besuch meiner Mutter fand nicht mehr statt.

Das Arbeitsgebäude lag abseits der Zellentrakte. Jeden Morgen, so gegen 5.30 Uhr, war auf den Hof Morgenappell. Danach marschierten wir zum Arbeitsplatz. In der zugewiesenen Abteilung musste ich Bohr-, Dreh- und Zurechtungsarbeiten erledigen. Für „Praktika“ in Dresden wurden die aus Aluminium gegossenen Gehäuse für Fotoapparate und Diaprojektoren bearbeitet.

In dem Arbeitstrakt habe ich Jens wieder getroffen. Er arbeitete einen Stock tiefer, als Werkzeugmacher. Wenn unsere Arbeitsschichten zusammenfielen, konnten wir uns an der Gittertür kurz unterhalten.

Oben in der Bohrererei wurde im Akkord gearbeitet. Die Zeitvorgaben waren nicht allzu hoch. Hatte man seinen Arbeitsrhythmus gefunden, waren die Vorgaben gut zu erledigen und man fand noch Zeit für eine Unterhaltung. Das wurde von dem Wachpersonal nicht gerne gesehen. Doch man war erfindereich. Es gab immer einen Grund den Arbeitsplatz zu verlassen und mit dem Nachbarn schnell etwas zu bereden. Besonders kurz vor Feierabend. Wenn wir früher mit dem Aufräumen der Arbeitsplätze fertig waren und das Wachpersonal, das uns wieder in die Zellen zurückbringen musste, nicht pünktlich war, trafen wir uns in einem Arbeitsraum. Unter uns gab es einen Musiker, der sich schnell aus Verpackungskartons ein Schlagzeug bastelte und eine exzellente Musikdarbietung abgab. Rocksongs, mit einer Inbrunst vorgetragen, dass ich manchmal Gänsehaut bekam. Außerdem war er ein ausgezeichneter Schlagzeuger und ist es bestimmt noch.

Auch hier in der Werkstatt gab es Langzeithäftlinge, politische und kriminelle, die als Bridger die organisatorischen Aufgaben der Abteilung zu übernehmen hatten. Sie mussten die Produktion überwachen, Maschinen einstellen und

Ersatzwerkzeuge ausgeben. Die Bridger am Arbeitsplatz waren nicht die der Zelle. Jedenfalls habe ich es nicht anders kennen gelernt. Sie setzten sich auch für unsere Belange ein.

So ist es einmal zu einer kleinen Gefängnisrevolte gekommen. Es muss ein Montag gewesen sein. Wir mussten seit drei Wochen dieselbe Arbeitskleidung tragen. Bei der Arbeit, die wir zu verrichten hatten, kamen viel Öl und Metallspäne auf die Kleidung. Obwohl die Bridger das Wachpersonal in der Woche davor darauf aufmerksam machten, war keine Ersatzkleidung aus der Wäscherei gebracht worden.

Irgendeiner hat angefangen dagegen zu protestieren, und nachdem es einen Wortwechsel mit der Wachmannschaft gab, drohte auf einmal ein anderer mit Arbeitsniederlegung. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich der Ausspruch durch die Werkstatt. Natürlich haben wir ihnen, sie waren ja von uns, den Rücken gestärkt. Wir ließen die Arbeit ruhen. In der typischen Eigendynamik solcher Situationen wurden die Wortwechsel immer lauter und die Vorwürfe wurden nicht mehr nur an der Arbeitskleidung festgemacht.

Plötzlich zog sich das Wachpersonal zurück und sperrte die Gittertüren in unserem Arbeitsbereich ab. Wir waren eingeschlossen. Unter uns verständigten wir uns darauf, so lange nicht zu arbeiten, bis die Ersatzkleidung geliefert wurde. Von fern war das Hundegebell schon zu hören. Die Gittertüren wurden aufgerissen und wir mussten in der Werkstatt Aufstellung nehmen. Mit den Hunden an kurzer Leine und Schlagstöcken in der Hand, marschierten die Wächter durch den Raum. Wir wurden zurück in die Zellen gebracht. Wer, und wie viele von uns in die Arrestzellen abgeführt wurden, weiß ich nicht. Auch weiß ich nicht, was aus denen geworden ist. Diesen Tag mussten wir nicht mehr arbeiten und wir wurden auch nicht aus den Zellen zum Freigang geholt. Am nächsten Tag war neue Arbeitskleidung da.

Noch einmal wurde ich in eine andere Zelle verlegt. Diese befand sich in einem Nebengebäude, im dritten Stock. Der zugehörige Hof für den Freigang war kleiner als der vorherige. Gegenüber dem Gebäude war eine hohe Mauer mit einem Hundegeläuf an der Innenseite. Auf dem Mauerkranz war Stacheldraht angebracht. Wahrscheinlich war das eine Mauerreihe vor der Außenmauer des Gefängnisses. Die Zelle war mit mindestens 18 Betten ausgefüllt und die waren alle belegt. Die Zellengenossen waren in Ordnung, bis auf den Bridger, das war ein Sittenstrolch. Mit ihm ist so wenig wie möglich gesprochen worden.

Der Offizier, der für diesen Trakt zuständig war, ist von den Mitgefangenen als sehr streng, unnahbar und arrogant beschrieben worden. Sein Ton hatte immer etwas Befehlsmäßiges. Als erstes durfte ich den Boden des gesamten Treppenaufgangs, inklusive Kellergängen und den obersten Flurbereich put-

zen und wischen. Diese Arbeiten hatten, wie schon einmal erwähnt, den Vorteil, dass man dabei nicht beaufsichtigt wurde. Also habe ich das Kellergeschoss mal wieder untersucht und durch die Spione der einzelnen Zellentüren geschaut.

Alle Zellen, bis auf eine, waren leer. Aber das, was ich da gesehen habe, hat mich so sehr schockiert, dass ich sofort den Spion wieder zurückgeschoben habe. Die Zelle war ca. 3 x 3 m groß. Mittendrin befand sich noch einmal ein kleiner, separater Gitterkäfig. In diesem Käfig war der Gefangene mit Handschellen an den Stangen angekettet.

Ich habe nur gehofft, dass der Gefangene, der dort mit gesenktem Kopf an den Gittern hing, nichts von mir mitbekommen hat. Ich wollte nicht, dass er durch meine Neugier in Angst und Schrecken versetzt wurde.

Betrübt bin ich in die Zelle zurück und habe den anderen von meinem Erlebnis erzählt. Die haben mir noch andere Dinge berichtet. In solchen Momenten habe ich ein schlechtes Gewissen bekommen, weil ich bis dahin meine Haft recht ohne Schaden überstanden hatte. War es meine Unbekümmertheit oder hat Gott seine Hand schützend über mich gehalten? Ich glaube beides und Letzteres stärker.

Mit den Hunden im Käfig, die uns bewachen sollten, haben wir ein schönes Spiel während unserer Märsche im Freihof betrieben. Wer konnte, brachte heimlich Brot mit in den Hof. Wenn wir dann an dem Zaun des Hundezwingers vorbeigingen, warfen wir das Brot unbemerkt in das Geläuf. Mit der Zeit verwandelten sich die kläffenden Köter in handzahme Hunde. Diese hingen zwar immer noch an den Leinen, selbst diese Tiere waren Gefangene des Systems, aber dafür waren sie ein bisschen satter. Wenn die Hunde bei unserem Erscheinen nicht mehr anschlugen, wurden sie ausgetauscht. Das Spiel begann von neuem.

Es wurde Herbst. Die Tage wurden kürzer, und ich wurde krank. Ich hatte bei meiner Körperpflege, beim Mitesserausdrücken, nicht aufgepasst und mir eine Infektion an der Oberlippe eingehandelt. Das musste auf der ärztlichen Station behandelt werden und ich durfte für eine Woche nicht arbeiten. In der „freien“ Zeit habe ich wieder sehr viele Bücher gelesen und darüber leider auch einmal meine Zellengenossen vergessen. Sie kamen abends von der Arbeit, freuten sich auf eine warme Zelle und ich hatte den Ofen nicht angeheizt. Der Abend war gelaufen. Am nächsten Tag ist mir das nicht mehr passiert und es war alles wieder in Ordnung.

Einmal bin ich zu einem Politunterricht abkommandiert worden. Ich und andere sollten auf unsere Entlassung in die DDR vorbereitet werden. Es waren Gerüchte über eine Amnestie in Umlauf. Anlässlich des 23. Jahrestages der

DDR und der Machtübernahme Honeckers sollten alle Gefangenen, die zu weniger als drei Jahre Haft verurteilt worden waren und kein Kapitalverbrechen begangen hatten, amnestiert werden. Weihnachten sollten wir entlassen sein. Ich war etwas durcheinander. Erst die Zusage, ich komme in den Westen und jetzt sollte ich eine Unterschrift unter meine vorzeitige Entlassung leisten.

Ich weigerte mich zu unterschreiben. Mir wurde gedroht, ohne die Unterschrift läuft gar nichts mehr. Nachdem ich in der Zelle mit anderen darüber diskutiert habe, kamen wir zu dem Ergebnis, ich solle unterschreiben und trotzdem den Aussagen der Anwälte vertrauen. Die hätten das größere Gewicht, und Westgeld zieht immer. Wir wussten, dass für unsere Freiheit mit Geld gezahlt wird. Doch wie hoch der Preis war, das war nicht bekannt. Ich unterschrieb.

Sonntags war arbeitsfrei. Von dem Wachpersonal sah und hörte man nichts, nur das Nötigste wurde von denen getan. Unser diensthabender Offizier hatte da eine andere Einstellung. An einem Sonntagmittag, es muss Ende November gewesen sein, kam er vor der Essensausgabe in unsere Zelle gestürmt und befahl, die Zelle zu putzen. Erst wenn die Zelle auf Vordermann gebracht sei, gäbe es Essen. Er drehte sich um, raste wieder hinaus und schlug die Zellentür zu. Die Zelle war sauber. Zwei von uns erklärten sich bereit, diesen zusätzlichen Putzdienst zu erfüllen. Wir anderen halfen mit und soweit wie möglich versuchten wir, uns während des Kehrens nicht zu behindern. Wir wollten mit der Arbeit schnell fertig werden. Bei den vielen Personen in der Zelle setzten sich einige, die Füße an das Kinn gezogen, auf ihr Bett. Es war aber verboten sich tagsüber auf die Betten zu setzen. Mit einem Mal wurde die Zellentür von dem Offizier wieder aufgerissen. Erschrocken hielten wir in unserer Arbeit inne. Der Offizier stürmte in die Zelle. Er schrie einen Gefangenen, der auf seinem Bett saß an, er solle gefälligst aufstehen. Der machte das auch sofort, doch leider mit zuviel Schwung. Beim Aufstehen berührte er die Brust des Offiziers und der wertete dieses als Angriff auf seine Person. Sofort wurde der Häftling von dem Offizier geschnappt und aus der Zelle gestoßen. Die Tür wurde zu geschlagen und wir hörten, wie unser Mann geschlagen wurde. Aus der Zelle heraus riefen wir laut und aufgeregt, er solle nicht zurückschlagen.

Danach war es ruhig auf dem Flur. Wir hörten wie die gegenüberliegende Tür, das Büro des Offiziers, aufgeschlossen wurde. Wahrscheinlich ging es im Büro weiter. Nach langen Minuten des Wartens, auf das was jetzt noch passieren würde, wurde unser Zellengenosse wieder in die Zelle gebracht. Er musste sofort seine Zahnbürste packen und wurde in eine Arrestzelle abgeführt.

Die Tür wurde abermals geöffnet und wir sollten unser Essen in Empfang nehmen. Wir waren uns in der Zelle einig und beschlossen, aus Protest das Essen nicht anzunehmen. Der Offizier tobte wieder los. Das wäre Meuterei.

Dafür bekommen wir eine zusätzliche Strafe. Wieder eingeschlossen passierte eine Weile nichts.

Das Hundegebell näherte sich unserer Zelle. Wir mussten auf dem Flur in Zweierreihe Aufstellung nehmen. Auf dem Flur befanden sich außer uns, dem Offizier und Wachpersonal mit Hunden, zivil gekleidete Herren. Die Stasileute verlasen den Paragraphen für Meuterei im Gefängnis, eine Strafe nicht unter drei Jahren, und stellten uns vor die Entscheidung, das Essen anzunehmen oder abgeführt zu werden.

In unserer Zelle gab es einige Häftlinge, die kurz vor ihrer Entlassung standen und die auch in der DDR bleiben wollten. Unter anderem einen jungen Familienvater, der bei der Handelsmarine zur See fuhr. Er erzählte, wie er auf einer Reise betrunken einen Witz über die DDR-Regierung preisgab. Das wurde angezeigt und als das Schiff wieder in einem DDR-Hafen anlegte, verhaftete man ihn. Für einen Witz bekam er über ein Jahr Haft.

Nachdem von den Herren noch einmal verdeutlicht wurde, es werde kein Spaß gemacht, trat der Vater sehr schnell vor, um das Essen anzunehmen. Es folgten noch andere dem Beispiel. Und ich muss sagen, ich war nicht bei den letzten, die vorgetreten sind. Wenn die zwei, drei nicht schneller als ich gewesen wären, hätte ich den Anfang gemacht. Ich wollte einfach nicht länger im Gefängnis leben.

Nachdem wir das Essen doch angenommen hatten, war es sehr ruhig in der Zelle. Keiner machte dem anderen einen Vorwurf. Wir dachten an unseren Zellengenossen und hofften, er werde die Arrestzeit gut überstehen. Der nächste Tag verlief so, als wäre nichts geschehen. Zwei Wochen später wurde unser Zellengenosse wieder in unsere Zelle zurückgebracht. Er war vorher schon ein recht hagerer Typ, jetzt war er mager. Laut seinem Bericht gab es in der dunklen Zelle nur eine Holzpritsche und eine Decke. Zwei Tage gab es pro Tag drei Scheiben Brot und am dritten Tag ein Essen, aber dafür kein Brot. Das Trinken war rationiert. Er blieb nicht mehr lange in unserer Zelle. Er wurde in einen anderen Trakt verlegt.

Morgens, nach dem Abzählen und der Anwesenheitskontrolle wurden oft Gefangene aufgerufen, die sich wieder in ihre Zelle zu begeben hatten. Das waren die Glücklichen, die in den Westen abgeschoben wurden. Es bestand keine Möglichkeit, sich von ihnen zu verabschieden. Sie mussten vortreten und wurden sofort abgeführt. Hatte man gute Bekannte unter diesen Leuten, gestaltete sich der Arbeitstag recht traurig. Träumend war man auf seiner Reise mit dabei.

Ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben und richtete mich gedanklich wieder auf ein Leben in Dessau ein. Die Freude, auf ein Wiedersehen mit meinen

Geschwistern und auf meine Mutter, war natürlich da. Doch wie sich mein eigenes Leben in der DDR, als Republikflüchtling, gestalten würde, das machte mir Sorgen. Ich sah für mich keine Perspektiven. Beispiele, wie man als Vorbestrafter im sozialistischen Leben behandelt wird, hatte ich während der Transportzeit zur Genüge kennen gelernt und davon gehört.

Und da war er, der Aufruf. Ich wurde sogar als erster aufgerufen, beim morgendlichen Appell. Prager vortreten! Zurück in die Zelle! So freudig, wie damals, bin ich während meiner Gefangenschaft selten in die Zelle zurück gegangen. Nach und nach kamen noch andere Mithäftlinge zurück in die Zelle. Die ganze Anspannung der letzten Monate löste sich in Luft auf.

Die wenigen Utensilien, die ich besaß, waren schnell zusammengepackt. Die restlichen Sachen, die ich nicht mehr benötigte, stellte ich in Fächer der zurückbleibenden Zellengenossen. Die anderen handelten genauso. Das Warten auf den Transport begann.

Einer bekam auf einmal Wehmut und machte sich allen Ernstes darüber Sorgen, ob er im Westen seine geliebten F6-Zigaretten bekommen würde.

Im geschlossenen Mannschaftswagen, nur oben im Dach war eine Lichtluke, wurden wir zum Bahnhof in Cottbus gefahren. Die Weiterfahrt führte nach Karl-Marx-Stadt. Im dortigen Gefängnis wurden innerhalb einer Woche die Formalitäten für eine Ausbürgerung aus der DDR-Staatsbürgerschaft erledigt. Ich wurde darüber aufgeklärt, dass ich sämtliche Bürgerrechte der DDR verlieren werde. Ansprüche auf ein Erbe oder auf ein Vermögen stehen mir dann nicht mehr zu. Ich unterschrieb diese Erklärungen und war somit, glaube ich, staatenlos. Ich bekam meine persönlichen Sachen ausgehändigt: eine Geburtstagskarte von meiner Familie und meine Knastpfeife.

Von meinem Reisegepäck, mit dem ich nach Ungarn bin, war nichts mehr übrig. Für die Ausreise aus der DDR in die BRD war es aber zwingend erforderlich, Zivilkleidung zu tragen und eine Tasche zu besitzen. Beides konnte und musste ich von meinem erarbeiteten Geld aus der Gefängnisarbeit bezahlen. Der Restbetrag für die Gebühren der Gerichtsverhandlung war auch noch zu begleichen. Nicht mehr als etwas über dreißig DDR-Mark waren auf meinem Konto. Das hatte gereicht. Es war nicht erlaubt, DDR-Mark ins Ausland auszuführen. Also musste ich auch noch den Rest ausgeben. Damit die Tasche überhaupt ihren Sinn bekam, kaufte ich mir noch ein paar Tafeln Schokolade und Zigaretten. Ich war so frei und habe auf die letzten, übrig gebliebenen Pfennige, verzichtet.

Das Essen während dieser Woche war, im Gegensatz zu der Kost im „Roten Ochsen“ und in der Straf-Haft in Cottbus, recht gut. Das Schließpersonal ist

im Umgang mit uns recht lässig gewesen. Trotzdem, in dieser Woche war jeder Tag, den wir hier noch verbringen mussten, zu viel.

Es ging los. Ich wurde zu den bereitgestellten Bussen hinuntergeführt. Nach einer halben Stunde, nicht eher als auch die Letzten ihren Platz eingenommen hatten, setzten sich die Busse in Bewegung. Zwei Busse mit westdeutschen Kennzeichen, nicht voll besetzt und vielen unbekanntem Gesichtern. Ich saß im zweiten Bus und durfte mich frei bewegen.

Die Tore öffneten sich. Freie Sicht auf das pralle Leben. In mir kam ein seltsames Gefühl auf. War es nicht seltsam, für die Leute auf der Straße fuhren zwei Westbusse vorbei und wir, in den Bussen, fuhren an der Vergangenheit vorbei.

Laut den Verkehrshinweisen war klar, die Fahrt geht in Richtung Autobahn. Dort bildete sich ein Konvoi. Vor dem ersten Bus, zwischen den Bussen und nach dem zweiten Bus, fuhr jeweils eine schwarze Limousine, ebenfalls mit westdeutschem Kennzeichen.

Während der Fahrt wurde uns mitgeteilt, Anwalt Vogel persönlich werde an uns ein paar Worte richten. Dafür hielten wir auf einem kleinen, unscheinbaren Parkplatz an. Die schwarzen Wagen versperrten die Zufahrt auf den Parkplatz. Herr Vogel stieg, zusammen mit einem weiteren Mann, zu uns in den Bus. Herr Vogel machte einen souveränen, weltmännischen Eindruck. Er begrüßte uns und beglückwünschte uns zu unserer Fahrt in die Freiheit. In all unserem Überschwang mögen wir bitte darauf verzichten, hämische Briefe und Postkarten an die Adresse der Staatssicherheit zu senden. Damit würden weitere Transporte in den Westen gefährdet. Er wünschte uns in unserem neuen Leben viel Glück. Der andere Mann sprach kein Wort.

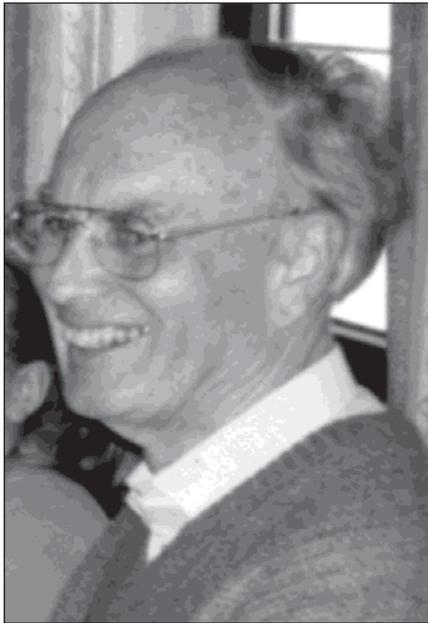
Die Fahrt wurde in Richtung Bad Hersfeld fortgesetzt. Kurz vor der Zonengrenze, DDR-Bürger ohne Sondergenehmigung durften diesen Autobahnabschnitt nicht mehr befahren, fuhren die Busse rechts in ein Waldstück hinein. Dort standen zwei weitere Busse. Das Waldgebiet wurde durch die mitgefahrenden Stasi-Leute abgeriegelt. Wir wurden aufgefordert, in die „echten“ Westbusse umzusteigen. Das dauerte nicht lange und die neuen Busse waren startklar. Nach ein paar hundert Metern war der Schlagbaum erreicht.

Er öffnete sich wie von selbst. Am 15. Dezember 1972, so gegen 15.25 Uhr, wurden wir von einer Rote-Kreuz-Schwester im Bus begrüßt. Es war ruhig im Bus, keiner sagte etwas. Sie merkte, dass wir noch unsicher waren. Zu uns gewandt meinte sie, wir sind frei, wir können dahin gehen, wohin wir wollen. Ich sah mich um, stand auf, ging hinaus und war wieder frei.

5. Peter Rauch: Aufbruch und Ende einer Bewegung in der Dessauer Jugend 1969–1972

Versuch einer nachträglichen Darstellung

5.1. Vorbemerkungen



Im Herbst 1967 kam ich als evangelischer Jugendwart für den Bereich der Landeskirche Anhalts nach Dessau. In dieser Eigenschaft war ich besonders um die männliche Jugend bemüht. Zur Erfolgs- und Misserfolgsgeschichte meines Bemühens um ehrenamtliche Helfer gehören die Jahre einer Bewegung, die sich meiner Erkenntnis nach aus dem geistlichen Aufbruch und familiären Defiziten einiger junger Männer erklärt. Einen sekundären Einfluss der vom Fernsehen vermittelten westdeutschen Jugendrevolten kann und will ich dabei nicht völlig ausschließen.

Wichtig für meinen Bericht ist, dass ich im Sommer 1971 nahezu alle Aufzeichnungen vernichtet habe, die bei einer zu erwartenden Hausdurchsuchung einen großen Kreis junger Leute in Anhalt und deren Angehörige belastet hätten. Für die folgenden Ausführungen stütze ich mich auf wenige Kalendereintragungen, auf familiäre Ereignisse, die mit wesentlichen Jugendkontakten in terminlicher Verbindung standen, und auf meine Erinnerungen nach über 30 Jahren. Viele Namen, gewiss auch manche Fakten, sind mir zum Zeitpunkt dieser Niederschrift nicht mehr erinnerlich. Eventuell können Mitbetroffene durch ihre Notizen und Erinnerungen Korrekturen und notwendige Ergänzungen vornehmen.

5.2. Die Anfänge

Aus der Arbeit als Praktikant in Gera und Erfurt, sowie als Kreisjugendwart in Suhl (1958–1964) und Eilenburg (1964–1967) brachte ich praktische Erfahrungen aus der ländlichen und städtischen Arbeit mit Kindern, Konfirmanden, Jugendlichen, Berufstätigen und Studenten mit. Wichtig war mir der alte Grund-

satz: „Jugend soll von Jugend geführt werden.“ Das setzte – das erkannte ich schon in meiner Praktikantenzeit – den langen Atem einer hinführenden Arbeit voraus, die im Kindesalter beginnen sollte. Obgleich ich einen Arbeitsstil mit langem Atem in der Mehrzahl der Jungen Gemeinden vermisste (oder gerade deshalb), hoffte ich in Anhalt eine längerfristige Aufbauarbeit leisten zu können.

Ein zweiter Gesichtspunkt war mir wichtig: Die Jugendarbeit der evangelischen Kirchen darf nicht von der Gemeindegemeinschaft isoliert betrieben werden. Es müssen Wege des Für- und Miteinanders gefunden werden. So entstand das gedankliche Bemühen um das Thema „Gemeinde als Heimat“, um das Miteinander in drei Generationen.

Der dritte, mir wichtige Ansatz war der, die protestantische Kleinkariertheit, die Fixierung auf den Kirchturm der Kinder- und Konfirmandenzeit zu überwinden. Bei dem Schritt ins Leben durch Studium und Beruf ging für viele die Bindung an Gemeinde verloren, weil der Schritt hin zu den Schwestern und Brüdern nicht oder eben doch zu wenig vorbereitet worden ist.

Schließlich hatte ich im Vergleich mit Spielschar-, Chor-, Instrumentalgruppen- und Bläserarbeit deutlich erlebt, dass die „nur informellen Gruppen“ an der Beliebigkeit einer Teilnahme, an mangelndem Engagement sehr schnell Symptome einer Krankheit aufwiesen, die mir schon in der Konfirmandenzeit – als typisch in der Herkunftsgemeinde – Ärger bereitete. Ich suchte Verbindlichkeit zu wecken und verteilte kleine, aber kontrollierbare Aufgaben.

Mit solchen Überlegungen, aber ohne jedes Konzept für die praktische Arbeit kam ich nach Anhalt. Um zu erkennen, wo ich erwartet und nützlich sein könnte, reiste ich von Pfarrhaus zu Pfarrhaus, von Gemeinde zu Gemeinde, um meinen Arbeitsstil in Anhalt zu finden.

Wurde ich nach konkreten Arbeitsschritten gefragt, verweigerte ich die Aussage mit der Begründung: „Am Anfang steht die Bestandsaufnahme!“, und meine Frage: „Wo und wie werde ich gebraucht?“ Mein Vorgänger, Diakon Ernst Brandt, hatte keine Konzeption, auch keinen Jugendkreis hinterlassen. Eine Gruppe „Ehemaliger“ traf sich in einem Hauskreis. – Das bedeutete Neubeginn, wenn nicht aus den Gemeinden unüberhörbare Signale kommen würden.

Meine Dienststelle, das damalige Evangelische Jungmännerwerk Sachsen-Anhalt, der heutige CVJM in Magdeburg, hatte mehrfache Erwartungen. Über diese hinaus hatte ich freie Hand und war frei, meine Einsätze in den Gemeinden, Kirchenkreisen, der Landeskirche situationsgemäß zu entwickeln. Das Evangelische Jungmännerwerk erwartete im Rahmen des Möglichen die Arbeit mit Jungen und jungen Männern, die Begleitung von Wehrpflichtigen, Bausoldaten und Verweigerern, die Leitung bzw. Mitarbeit bei Rüstzeiten und meinen Einsatz für und bei den Jungmännertagen auf dem Petersberg.

Ein Konzeptionsangebot aus dem Bereich der Landeskirche oder einen konzeptionellen Auftrag erhielt ich nicht. So entschied ich mich, durch Besuche in den vorhandenen Gruppen präsent zu sein, spezielle Veranstaltungen für Kinder, Konfirmanden, Jugendliche, Eltern und Kirchenälteste in den Gemeinden anzubieten und hier für eigene und mir bekannte Rüstzeiten zu werben.

Hilfreich als Anknüpfung waren in Dessau die Monatsrüsten der Kreisjugendpfarrer Schulze und Radeloff. An ihnen nahm ich nach Möglichkeit teil ohne auf Form und Inhalte Einfluss zu nehmen. Meinen Grundsatz, Bewährtes nicht anzutasten, habe ich durchzuhalten versucht. Es wurde mir aber stets ermöglicht, Informationen zu vermitteln und Einladungen auszusprechen.

5.3. Versuche einer systematischen Breiten- und Tiefenarbeit

Nach einer Anlaufphase von ca. 6 Monaten, entschied ich mich zu einer zweigleisigen, aber miteinander verschränkten Tätigkeit:

- a) Stärkung und eventuell Aufbau der in Anhalt damals überwiegend koedukativen Jugendarbeit in den Gemeinden – einschließlich übergemeindlicher Treffen und Rüstzeiten.
- b) Geschlechtsspezifische Arbeit außerhalb der Kirchengemeinden in Form von Jungschar-, Konfirmanden-, Jungen- und Jungmännerrüstzeiten – möglichst mit gemeinsamen thematischen Schwerpunkten (Jahresthema).

Meine erklärte Absicht auf der „männlichen Strecke“ war es, künftige Helfer und Mitarbeiter für eine Jungen- und Jungmännerarbeit zu finden und auszubilden. (Damals gab es noch ein Evangelisches Mädchenwerk in Anhalt für die weibliche Jugend, das die Erfahrungen des Burckhardthauses in die Gemeinden einbringen konnte.)

Bei der zunehmenden Zahl der Jungschar- und Konfirmandenrüstzeiten an Wochenenden, oder für 7 bzw. 10 Tage in den Ferien, erkannte ich sehr bald die begrenzte Zahl der abkömmlichen bzw. bereiten hauptamtlichen Mitarbeiter. (Längst nicht alle Hauptamtlichen waren mit der Rechtsstellung eines „Jugendwartes für Anhalt“ beim Jungmännerwerk Sachsen-Anhalt einverstanden. Andere wünschten sich andere als meine Arbeitsziele und -methoden.)

So sehr vor allem die Jungscharrüsten für 8–12-jährige ihren Eigenwert hatten, so sehr sah ich in ihnen die Chance, 14–17-jährige Helfer für die praktische Mitarbeit zu gewinnen und auszubilden. Der für jeden Helfer anfangs mehr spielerische Umgang mit kleinen oder auch großen Gruppen weckte Verantwortungsgefühl und Fragestellungen, die vielfach nicht im Vollzug einer solchen Rüstzeit zu klären waren. Es bedurfte der speziellen Rüstzeiten für Helfer. Mit dem Ausblick, hier auch junge Männer für den LAK (= Landesarbeitskreis des Jungmännerwerkes Sachsen-Anhalt, eine Art Jungmänner-

Parlament) zu gewinnen, spannte ich den Bogen weiter. Nicht nur Jungscharhelfer lud ich ein, sondern auch solche jungen Männer, die sich bei Gemeindebesuchen durch besonderes Interesse bemerkbar gemacht hatten.

5.4. Verbindlichkeit und Bruderschaft gegen Beliebigkeit

Vor dem Zustandekommen der ersten Wochenendrüstzeit hatte ich mich mit einigen jungen Männern auf zwei Spielregeln geeinigt. Wir wollten uns gegenseitig ernst nehmen. Unsere Absprachen sollten gelten. Nur in der gegenseitigen Verlässlichkeit und Verschwiegenheit darüber, was in der jeweiligen Gruppenzusammensetzung oder zu zweit besprochen werden würde, glaubten wir in diesem Kreis eine Art Ersatz für verkorkste Familienbeziehungen zu finden. Jeder hat etwas Wichtiges in die Gruppe einzubringen. Die Erfahrung von Vertrauen wollten wir miteinander machen und in die örtlichen Jugendgruppen oder in die Rüstzeitarbeit mit Jungen zur Sprache bringen.

Der alte Gedanke einer Jungmänner-Bruderschaft kam ins Spiel. Wir würden sie brauchen; denn die Mehrzahl der Interessenten brachten ein Gespür dafür mit: Christsein war, ist und bleibt in einer multikulturellen Welt eine Provokation. Wer provoziert, muss stark sein; denn Widerstand bleibt dann nicht aus. Alle, die die gute Nachricht der Bibel zur bürgerlichen Festtags-Dekoration zurechtschneiden, werden ihr nicht gerecht. Aus diesem Lager würde sich vermutlich der erste Widerstand ergeben. Die Eltern wollten doch das Beste für ihre Kinder, Lehrer für ihre Schüler, der Staat für seine jungen sozialistischen Bürger. Anstößiges muss vermieden werden – wenigstens jetzt.

In einer Zeit, in der der Begriff „Mission“ und deren Praxis früherer Jahrhunderte durch die sozialistische Gesellschaft negativ interpretiert wurde und für die Printmedien als unerlaubt galt, meinten wir, im kirchlichen Raum Mission treiben zu müssen. Dass Mission ein Grundbestandteil kirchlicher Existenz ist, war in der kirchlichen Jugendarbeit Anhalts Ende der 60er Jahre aber kaum noch zu spüren. Die Aufbruchzeit nach 1945 schien auch im Bewusstsein der kirchlichen Mitarbeiter vorbei zu sein so wie das Singen von Liedzeilen wie diesen:

„Wir wollen Königsboten sein des Herren Jesu Christ.
Der frohen Botschaft heller Schein uns Weg und Auftrag ist.“

Daran ließ sich nicht wieder anknüpfen. Aber die Auseinandersetzung mit biblischen Texten und deren sinngemäße Übertragung in die damalige DDR-Situation brachte lebendige familien-, gemeinde- und systemkritische Gespräche.

Es wurde gefragt: „Warum tun die Christen so verschämt in der Öffentlichkeit; die biblische Botschaft müsste doch eine Sprengkraft haben, dem Dynamit

vergleichbar“ und „Wenn es die Alten nicht mehr schaffen, müssen die Jungen an die Front, die Verfassung der DDR lässt uns doch den Spielraum. Es gibt einen Kirchenparagrafen.“

5.5. Statistisches

Es blieb uns die Zeit von März 1968 bis Mai 1972. Wir trafen uns zu 20 Wochenendveranstaltungen mit einer Durchschnittsbeteiligung von 13 jungen Männern. Die konkrete Teilnehmerzahl lag zwischen 6 und höchstens 20. Erreicht bzw. von mir eingeladen wurden 46 junge Männer. Dass zu den Treffern im Durchschnitt nur 28,24 % der möglichen jungen Männer erschienen, sagt wenig über deren Teilnahmeabsichten aus. Sie waren verhindert und sagten in der Regel rechtzeitig ab.

Da ich aus Gründen der Sicherheit alles aussagekräftige Material vernichtet habe, sind die folgenden Angaben mühsam zusammen gesucht und unvollständig. (Anhang 6 „Wochenendveranstaltungen für junge Männer“)

5.6. Ein Abend der kirchlichen Woche im Mai 1970

Der Parochialverband der Stadt Dessau hatte eine „Kirchliche Woche“ in der Georgenkirche vorgesehen. Dazu sollten alle Interessierten der 17 evangelischen Stadtgemeinden in Dessau eingeladen werden.

Als ich wegen der Gestaltung eines Abends angefragt wurde, sah ich darin eine Chance für die Arbeit in Dessau. Mein Vorschlag: Eine übergemeindliche Jugendgruppe stellt sich mit einem Programm vor und lädt danach zum „Gespräch zwischen den Generationen“ ein. Vielleicht würde sich daraus eine engere Beziehung zwischen Alt und Jung ergeben. Unser Abend sollte am 29. Mai 1970 stattfinden.

Was lag näher, als die mir bekannten aktiven jungen Männer einzuladen und sie zu bitten, auch einige junge Mädchen für dieses Vorhaben zu gewinnen. Wir einigten uns auf das Thema „Fragende Jugend – hoffnungsloser Fall?“. Dabei hatten wir sofort den zweiten Teil, die Aussprache mit im Blick.

Es folgte ein Ideenaustausch – Methodengespräche – Programmentwürfe. Die jungen Leute wollten sich den älteren Gemeindegliedern vorstellen mit

- ihrer Musik und ihren Liedern
- ihren Problemen und ihrer Gefühlslage
- ihrer Frömmigkeit und Weltsicht
- ihren Bildern und ihren Hoffnungen
- ihren Fragen an Kirche und Gemeinde als einem Teil der Gesellschaft.

Daraus sollte sich folgendes Programm entwickeln:

- Begrüßung – Vorstellung der Gruppe – einleitende Sätze zum Verständnis des Abends
- gemeinsames Singen alter und neue Lieder
- Problemanzeige durch Sprechfolge und Dias
- Beatmusik
- Wünsche an die Gemeinde der Erwachsenen
- Vorstellen neuer Jugendlieder (möglichst mit Kehrreim zum Mitsingen aller)
- Gebet
- Beschluss des I. Teils mit der Bitte um das Gespräch nach einer kurzen Pause
- Musik in der Pause
- Gesprächsteil unter Leitung eines Moderators aus dem Kreiskirchenrat
- eventuell Beschlussfassung für die Weiterarbeit.

Der Gemeindegemeinderat der Georgengemeinde meldete erhebliche Bedenken gegen den Programmentwurf an. Die Streitpunkte waren:

- Beatmusik in der Kirche
- das Projizieren von Dias auf eine Leinwand im Altarraum.

Zur Versachlichung der Probleme wurde darauf hingewiesen, dass in vielen Kirchen längst mit Dias gearbeitet würde und dass Landesmusikdirektor Hans Helmut Ernst entscheiden möchte, ob Beat bzw. elektronisch verstärkte Instrumente (k)eine Funktion in einer Kirche haben dürften.

Herr Ernst erklärte, dass jedes Instrument geeignet sei, im Raum der Kirche zum Lobe Gottes und der Erbauung der Gemeinde eingesetzt zu werden. Entscheidend sei die Zielstellung und die Qualität des Musizierens. Um diese zu prüfen, wurde Kirchenmusikdirektor Richard Lah nach Dessau gebeten, um mit einer kleinen Gruppe von Juroren im Pfarrhaus der Christuskirche einer Probe für die geplante Veranstaltung beizuwohnen. Herr Lah bescheinigte der Beatgruppe um Rainer Schmidt gute bis sehr gute Qualität. – Damit schienen alle Bedenken ausgeräumt zu sein, doch dem war nicht so. Der Gemeindegemeinderat wusste von Fernsehbildern her, dass es bei Beat-Konzerten zu Ausschreitungen gekommen sei. Mit diesem Bedenken wurde der jugendtypische Musikanteil des Programms gestrichen.

Ergebnis bei der Vorbereitungsgruppe: Dann fällt der Abend aus. Wir wollten und sollten uns vorstellen. Wenn ein wichtiges Element durch Vorurteile entfallen soll, könnten wir nur eine Grotteske bieten: „Die Jugend in Dessau 1970 – wie sie nach Meinung der gastgebenden Gemeinde zu sein habe.“ Das aber wollten sie weder der Georgengemeinde noch sich selbst antun.

Kreisjugendpfarrer Radeloff schlug vor: Wenn die Georgengemeinde ihren Beschluss nicht aufhebt, dann bereiten wir alles in St. Johannis vor, treffen

uns in der Georgenkirche und ziehen von dort in die Johanniskirche um. Die Realisierung war damals freilich sehr fraglich: Der Zug von 200–300 Personen durch die Stadt wäre unter Umständen als Demonstration verstanden und durch den Eingriff der Polizei mitsamt der Veranstaltung im Kirchenraum aufgelöst worden. Schließlich erklärte sich die Georgengemeinde bereit, die Veranstaltung so hinzunehmen, wie sie von der Vorbereitungsgruppe gedacht war. Zur Erheiterung der Jugendlichen war eine innergemeindliche Ordnungsgruppe von handfesten Männern bereitgestellt worden, die im gegebenen Falle von ihrem Hausrecht Gebrauch machen sollte.

Diese Vorgänge provozierten die beteiligten Jugendlichen derart, dass ca. 4/5 der Teilnehmer am 29. Mai aus Schülern (vorwiegend der EOS, bzw. Berufsschulen mit Abitur) bestand. Die Plätze der Georgenkirche waren restlos gefüllt.

Das Programm lief zügig und gut verstehbar ab. Es gab keinerlei Zwischenfälle. Nach der Pause übernahm der Synodale Dietrich Gürtler die Moderation des Gespräches, zu dem viele Jugendliche und relativ wenige Erwachsene geblieben waren. Die jungen Leute stellten Fragen nach spezifischen Gottesdiensten für die Jugend. Dabei wiesen sie darauf hin: An allen Sonn- und Feiertagen gebe es in Dessau (einschließlich ADA) ca. 18, d. h. im Jahresablauf mehr als 1.000 Gottesdienste. In ihrer Ausrichtung zielten sie auf die Problemlage der über Fünfzigjährigen. Dem stünden ein bis zwei Jugendgottesdienste gegenüber, die von den Pfarrern, Katecheten und Kirchenmusikern für Konfirmanden und Jugendliche vorbereitet würden. Das müsse anders werden.

Es wurde entschieden, dass sich eine gemischte Gruppe bilden solle aus Jugendlichen, dem Kreisjugendpfarrer und dem Jugendwart. Dazu sollte Christoph Werner kommen, der an St. Johannes Vikar war.

5.7. Die Jugendgottesdienste 1970–1971

Am 3. Juni 1970 (10.00 Uhr) erfolgte ein Nachgespräch der Kirchlichen Woche im Johannes-Pfarrhaus mit sieben Pfarrern, unter ihnen als Gast Landeschülerpfarrer Cannawurf aus Hessen.

Die Gruppe zur Vorbereitung von Jugendgottesdiensten sollte sich am 4. Mai 1970, 18 Uhr, im Konfirmandenraum von St. Johannes konstituieren. Wir waren ca. 20 Personen (vorwiegend Schüler der Erweiterten Oberschulen und der Berufsschulen mit Abitur). Sprecher der Jugendlichen war Jens Kramer. Er forderte gleich zu Beginn: In diesen Kreis gehören keine Erwachsene, auch keine Pfarrer. Hier geht es um Gottesdienste Jugendlicher für Jugendliche. Während ich zum Ausdruck brachte, dass das unser Arbeitsziel sein müsste, willigte Kreisjugendpfarrer Radeloff in Kramers Vorschlag ein. Die hauptamtlichen kirchlichen Mitarbeiter, Radeloff, Rauch und Werner stellten sich

als Berater für die Jugendlichen zur Verfügung. Das Ergebnis dieser Besprechung waren vier gut besuchte Gottesdienste in St. Johannes.

Für meine spezielle Funktion erkannte ich sofort Nachteile. So konnte ich auf die Terminplanung der künftigen Gottesdienste kaum Einfluss nehmen. Da ich meine Rüstzeiten bereits im Herbst für das kommende Jahr planen, in der Terminkonferenz abstimmen, mit den Heimen und Mitarbeitern verbindlich festlegen musste, war ich nicht in der Lage, an den Gottesdiensten teilzunehmen.

Meine Anteile lagen in der seelsorgerlichen Begleitung einiger Jugendlicher und auf Anfrage in der Beratung der Vorhaben. So wurden die folgenden Gottesdienste aus meiner Sicht zu Selbstläufern.

Wiederholt suchten mich Jens Kramer, Hans-Dieter Wallenstein, Hans-Joachim Prager u. a. in meiner Wohnung auf, um mir vom Stand ihrer Überlegungen zu berichten. Vor dem ersten Gottesdienst spielte der Begriff „Entsakralisierung“ eine große Bedeutung. Auf meine Frage, was sich dahinter verberge, erfuhr ich: *Der Kirchenraum von St. Johannes wirkt als Raum viel zu stark auf die Teilnehmer, die wir erwarten, Kreuz, Altar, Kanzel sind viel zu bestimmend, sind Machtmittel. Wir wollen doch niemand von oben abkanzeln. Also brauchen wir die Kanzel nicht. Sie muß verschwinden. Außerdem hängt immer noch so etwas wie der Duft von Weihrauch in dem Haus. Junge Leute rauchen. Wir geben das Rauchen frei.*

Als Berater konnte ich nur an Einsicht appellieren und daran, dass es gesetzliche Auflagen gibt, z. B. die Brandschutzverordnung. Die Gefühle der gastgebenden Gemeinde seien zu berücksichtigen, wenn es um eine Wiederholung solcher Veranstaltungen gehen soll. Ich wies auf die Akustik der Kirche hin und darauf, dass man tatsächlich von der Kanzel aus am besten zu verstehen sei. Ein Sprechen in der Kirche mit oder ohne Mikrofon müsse in jedem Fall geübt und die besten Standorte ermittelt werden. Doch mehr noch interessierte ich mich für die Inhalte.

Der Ablauf und die Folgen des ersten Jugendgottesdienstes zeigten mir:

- meine Bedenken wurden ignoriert,
- die Ratschläge nicht befolgt, d. h.: Die Kanzel blieb unbenutzt. Auf den Chorraum-Stufen sitzend wurde durch ein Mikrofon so gesprochen, dass nur Weniges zu verstehen war. Kräftige Rauchwolken stiegen auf und führten zu späteren Protesten und zu berechtigter Verwarnung durch Feuerwehr und Polizei.

Das Team erwies sich als lernfähig und -bereit. Es suchte sich Rat bei

- Pfr. i. R. Karl Hüllweck (in theologischen Fragen),
- Pastor Alfred Radeloff (als Vermittler zwischen dem GKR und der Gruppe und gegenüber den staatlichen Vertretern)

-
- bei mir als Jugendwart (in Fragen der Seelsorge, im Austausch und Bearbeiten von Ideen, in Sprechproben)
 - Vikar Werner.

Der begonnene Lernprozess wirkte sich bei den folgenden Jugendgottesdiensten günstig aus. Da ich durch die bereits erwähnten Terminüberschneidungen keine Veranstaltung vollständig miterleben konnte, müssen hier unbedingt die Beteiligten zu Wort kommen.

5.8. Der Republikfluchtversuch und die Folgen

Im Anschluss an die Dessauer Rüstzeit am 23./24. Januar 1971 bat mich Jens Kramer in Gemeinschaft mit Hans-Dieter Wallenstein und/oder Hans-Joachim Prager um ein dringendes Gespräch. Jens Kramer teilte mir mit, er wolle mit einer größeren Gruppe aus Dessau nach Lateinamerika gehen, um dort in sozialen bzw. missionarischen Diensten tätig zu werden. Deshalb wolle er von mir wissen, welche legalen Wege zu einer Ausreise beschritten werden müssten. Meine ersten Reaktionen bestanden in Rückfragen. Dann erklärte ich sinngemäß:

- *Eine solche Möglichkeit kenne ich nicht. Selbst die Berliner Mission und die Goßnermission können ihren Auftrag nur mittelbar wahrnehmen durch die Verrechnung von Spendengeldern.*
- J. Kramer (sinngemäß): *Ich fühle mich von Gott zu dieser Arbeit und zu diesem Weg berufen, und eine Anzahl junger Leute will mit mir gehen.*
- Rauch: *Ich sehe keine Möglichkeit, dazu von den Kirchen in der DDR ausgebildet und entsendet zu werden. – Nach meiner Erkenntnis ist unser Missionsfeld Dessau. Auch an anderen Stellen in der DDR werden aktive Christen gebraucht. Ihr habt in Dessau eine gute Arbeit begonnen. Ich kann es mir nicht vorstellen, dass Gott euch daraus abrufft und auf Kosten der weiteren Jugendarbeit in Anhalt in ein Abenteuer drängt. Ihr seid auf dem besten Wege, der Jugendarbeit hier und euch selber großen Schaden zu tun.*

In der langen Diskussion stellte sich heraus, dass nahezu alle Mitglieder des Gottesdienst-Vorbereitungskreises mehr oder weniger gut in den Plan Kramers eingeweiht und zum Aufbruch bereit waren.

Immer wieder verwies Jens Kramer auf seine Berufung. Alle mir verfügbaren Argumente setzte ich dagegen, weil ich davon überzeugt war, dass dieses Vorhaben scheitern musste. Am Ende standen Überzeugung gegen Überzeugung, Glaube gegen Glauben. Auch die Hinweise auf die sehr wahrscheinlichen Folgen für Eltern und Angehörige bei glückender oder scheiternder Republikflucht brachten keine Einsicht. Vor unserer Trennung am 24. Januar

1971 kam mir der Gedanke: Hier vollzieht sich eine unheilvolle Verquickung echten Aufbruchs im Glauben mit einem jugendlichen Reifeschritt. Hier geschieht ein Akt der Emanzipation, in der ich für die führenden Köpfe der Gruppe als Vaterfigur überstimmt und überwunden werden musste. Ich bat sie dringend, alles sehr genau zu durchdenken und keine übereilten Schritte zu tun. – So trennten wir uns an diesem Tage. Ich betete in der Folgezeit um ein Wunder. Nach meiner psychologischen Einsicht in die inneren Zusammenhänge schien mir die Verhinderung der Republikflucht nicht mehr möglich.

Über die nächsten Schritte der Dessauer Jugendgruppe habe ich keine schriftlichen Notizen mehr. Bewusst unterließ ich damals alle Eintragungen in meinen Terminkalender. Zudem war diese Zeit für mich mehr als ausgefüllt. In die Urlaubsmonate Juli/August 1971 fielen Rüstzeiten und Weiterbildungsmaßnahmen des Jungmännerwerkes, die Herrichtung unseres Hauses in Dessau-Süd und der Umzug innerhalb Dessaus und ein kurzer Familienurlaub. Wir wohnten noch in Dessau-Nord als mir einige junge Männer verschlossene Briefumschläge und kleine Päckchen für ihre Angehörigen brachten mit der Bitte, sie vorläufig zu verwahren. Einzelheiten über den Fluchtweg, die genaue Zusammensetzung der Gruppe, den Termin des geplanten Grenzübertritts teilten sie mir nicht mit. Ich unterließ jede Frage. Mehrfach wurde ich um die Fürbitte für die Flüchtenden und ihre Angehörigen gebeten. Dann brach der Kontakt ab. Von einigen Angehörigen erfuhr ich, dass der Sohn bzw. die Tochter eine Ungarnreise unternommen hätte.

„2 Std. Besuch von B. und Larisch“. Die erste und einzige Eintragung über die Besuche junger Leute in meinem Kalender von 1971 fand ich unter dem 28. August. Tatsächlich meldeten sich „Urlauber“ zurück und berichteten, dass sie an der Grenze beim Übertritt in das „nichtsozialistische Gebiet“ „begrüßt“ und zur Vernehmung und Passkontrolle festgehalten worden seien. Man habe sie in die DDR zurückgeschickt mit dem mündlichen Vermerk, dass eine Benachrichtigung an die Behörde in Dessau ergehen würde.

Bei diesen Berichten hatte ich den Eindruck, dass die jungen Leute nur die eine Sorge hatten: Wie geht es mit der Berufs- und Oberschulbildung weiter? Werden wir zum Abitur zu gelassen? Kommen wir nach diesem Vorfall zum Studium?

Wann Jens Kramer, Hans-Dieter Wallenstein und Hans-Joachim Prager ihre Untersuchungshaft antreten mussten, weiß ich nicht mehr. Ich denke, dass wir noch in der damaligen Joliot-Curie-Str. (heute Albrechtsstraße) wohnten, als sie kamen, um ihre hinterlegten Briefe u. ä. abzuholen und kurz zu berichten. Mit Hans-Dieter Wallenstein war ich ganz bestimmt noch in der alten Wohnung zusammen. Wir hatten ein langes Gespräch, in dem er mich bat, ihn auf die Haft vorzubereiten. (Nennung von biblischen Leittexten, wichtigen

Gesangbuchliedern u. ä., die er gern noch vorher lernen wollte.) Es waren bewegende Stunden. Er war der einzige, der äußerte, dass er sich schuldig fühle an seinen Eltern, der kirchlichen Jugendarbeit (der er so vieles zu verdanken habe), an den Menschen, die durch seine Fehlentscheidung in Schwierigkeiten gekommen seien. Andererseits übergang er das Unrecht nicht, das an den jungen Menschen in der DDR begangen wurde, denen man einerseits die Menschenrechte für andere lehrte, aber diese ihnen, den eigenen Staatsbürgern, vorenthielt.

Eine junger Mann sagte mir, dass er einen Verteidiger bekäme und nannte mir dessen Namen und Anschrift. Als ich mich in die August-Bebel-Str. (heute Askanische Str.) begab, um diesen Mann um ein persönliches Gespräch zu bitten, machte ich eine bemerkenswerte Erfahrung. Der Jurist erklärte mir, kein Verteidiger zu sein. Seine Aufgabe wäre es, bei der Wahrheitsfindung mitzuhelfen. Als ich meine Funktion nannte und mein Anliegen, verwies er mich des Hauses mit einer eindeutigen Geste und sinngemäßen Worten: *Verlassen sie das Haus schnellstens und möglichst unauffällig. Sie wissen wohl gar nicht, in welcher Lage sie sich befinden?!* (Später erfuhr ich: Ein Mitglied der Gruppe hätte den Fluchtplan verraten. So wurden die jungen Leute von vorinformierten Posten an der Grenze termingemäß erwartet. Möglicherweise mussten die Ungarn die Daten der Fluchtwilligen damals nach Dessau melden, wollte man nicht politische Verwicklungen riskieren. Als Verführer zu dieser Gruppenflucht wurde ich genannt, da ich Veranstalter (Missionsthemen), Mitwisser und Fluchthelfer (Briefe) gewesen sei.

Einzelheiten über Antritt und Entlassung aus der Untersuchungshaft, über die Verwahreinrichtungen und über betroffenen Personen habe ich nicht notiert und nach meiner Erinnerung auch nur bruchstückhaft erhalten.

Am 9. Dezember 1971 wurde ich in die Dienststelle des Staatsicherheitsdienstes in Dessau bestellt. Da es sich nur um Fragen der Jugendarbeit handeln konnte, informierte ich Kreisjugendpfarrer Alfred Radeloff über das bevorstehende Unternehmen. Ein junger, mir sympathischer und intelligenter Leutnant empfing mich und führte mich auf etwas umständlichem Weg in seinen kleinen Dienstraum. Er nahm hinter einem leeren Schreibtisch Platz und bot mir den gegenüber stehenden Stuhl an. Nach einigen Einleitungsfloskeln holte er unter der Tischplatte einen offenen Brief hervor und reichte ihn mir zum Lesen. Dazu bemerkte er sinngemäß: *Lesen sie das. Sie haben fünf Minuten Zeit, um sich zu erklären oder jede Aussage abzulehnen. Dann geben sie mir den Brief zurück.* Ich fragte: *Warum soll ich den Brief zurück geben, wenn er an mich gerichtet ist?* – Antwort: *Er kommt zu den Effekten.*

Der kurze handgeschriebene Text von Jens Kramer beinhaltete: *Lieber Peter, ich entbinde dich von deiner Schweigepflicht. Gruß Dein Jens*

Ein kurzer Blick auf die Uhr. Vier Minuten blieben mir zum Nachdenken. Ich spürte, dass mein Gegenüber mich aufmerksam beobachtetet. In meinem Kopf wirbelten eine Unmenge Fragen durcheinander, deren Reihenfolge ich heute nicht mehr weiß. Ich fragte mich:

- Unter welchen Umständen wurde dieser Brief abgefasst?
- Warum entbindet mich Jens von meiner Schweigepflicht?
- Inwieweit würden meine Ansagen andere in der Gruppe belasten?
- Hatten wir nicht als Gruppe Schweigen verabredet?
- Womit nütze ich Jens Kramer, dem Anführer, mehr, mit Reden oder mit Schweigen?

Der Leutnant unterbrach das Schweigen und fragte: *Wozu haben sie sich entschieden?* Ich schwieg und betete etwa so: *Mein Gott, lasse mich jetzt das Richtige tun. Jens und seine Freunde sind keine Verbrecher oder Staatsfeinde. Und sie wissen es, dass ich es auch nicht bin.*

Sie haben Ihre Zeit überschritten. Ihre Entscheidung bitte!, sagte der junge Offizier. Er nahm eine Hand unter die Tischplatte. Ich verfolgte die Bewegung und hatte den Eindruck: jetzt hat er ein Gerät zum Abhören eingeschaltet. Ich entschied mich zur Aussage. Er sagte: *Dann dürfen sie nichts verschweigen.* Ich: *Das ist auch nicht meine Absicht.* – *Wie viele Zeit haben wir?* – Seine Antwort habe ich nicht mehr in Erinnerung, aber das gute Gefühl, dass ich jetzt nicht unter Zeitdruck stand.

Ich sagte ihm zuerst, dass und wie mich die Nachkriegszeit, der Tod meines Vaters, meine schwere und langwierige Krankheit und die wirtschaftliche Not unserer Familie geprägt hatten und dass mir die Begegnung mit fröhlichen Christenmenschen den Verlust des Vaters ganz wesentlich erleichtert habe. Aus diesem Grunde wollte ich vaterlosen Jungen Freund und Helfer sein. Ich verzichtete auf ein technisches Studium und wurde in Neinstedt Diakon. Der schwere Dienst mit schwachsinnigen Menschen wurde mir leicht bei der Erinnerung, dass ich selber mit großem Einsatz vieler wieder ins Leben zurückgeholt worden war. Die Last des Dienstes war für mich so etwas wie nachgeholter Dank.

In meinen Praktika als künftiger Jugendwart in der DDR erlebte ich erschreckend viele vaterlose Jungen und junge Männer – viele waren Scheidungskinder. Später nahm ich sie mit zu diakonischen Rüstzeiten und zu Einzelaktionen. Die handgreifliche Not anderer wurde ihnen zum Therapeutikum. Dazu kam für manche, daß sie Jesus aus Nazareth als ein Vorbild der Nächstenliebe erkannten und sich durch ihn selber besser verstehen lernten. So weit ich sehen kann, sind sie alle gute, aber auch kritische Staatsbürger geworden. Mir war wichtig, daß man sich auf sie verlassen konnte. Ihr Wort galt. Deshalb nehme ich auch die Bitte von Jens Kramer ernst, wenn er mich vom Schweigen entbindet.

Zu Jens Kramer: *Er ist kein Staatsfeind oder Verbrecher. Er ist als Scheidungskind gezeichnet durch familiäre Probleme. Wir sind Freunde geworden. Vielleicht wurde ich ihm zum Vaterersatz. Wer erwachsen werden will, muß sich schließlich auch vom Ersatzvater emanzipieren. Das bekam ich bei einer Tagung junger Männer mit, als er sich provozierend mit Kirchenpräsident Natho auseinandersetzte. Am 24. Januar 1971 kam ich in eine ähnliche Lage. Er hörte, wie schon zu anderen Gelegenheiten, nicht mehr auf meinen praktischen Rat. – Eines Tages werden Sie, Herr Leutnant, vielleicht Vater eines Sohnes sein, der Ihnen den Gehorsam aufkündigt. Muß er es nicht, um erwachsen zu werden? An dieser Stelle verstehe ich die Pädagogik der DDR nicht mehr. Wie kann man nur gegen pubertäres Verhalten mit dem Prügel losgehen? Was machen wir mit den jungen Menschen, wenn wir diesen Reifeschritt kriminalisieren? Und familiengeschädigte junge Männer pubertieren länger.*

Bevor über Jens Kramer und seine Freunde ein Urteil gesprochen wird, muß dieser Zusammenhang durch den Psychologen durchsichtig gemacht und in die Beurteilung eingebracht werden. Geht es nach dem Grundsatz, daß jeder flüchtige Staatsbürger als Staatsfeind bestraft wird, züchtet die DDR aus ihren intelligentesten und besten Leuten selbst das, was sie an wenigsten brauchen kann: Staatsfeinde.

Mein Gegenüber fragte, ob ich noch anderes zu sagen hätte, bevor er mich fragen wolle. Ich bejahte diese Frage und nannte zwei weitere Probleme, die meiner Meinung nach zur Motivation des Gruppenrepublikflucht-Versuchs bedacht werden müssten:

1. *Die Solidaritätsarbeit der DDR*

2. *Der Berufungsaspekt in der Taufe und die Begabung zur Führung einer Gruppe.*

Zu 1. [führte ich sinngemäß aus:] *In der DDR wird durch Sammlungen und vielfältige Solidaritätsaktionen für notleidende Länder die gute Gabe der Einfühlung und des Helfen-Wollens geweckt und permanent durch Appelle verstärkt. Der Wunsch ist verständlich, daß man nicht nur Geld gibt oder Sachspenden. Junge Leute wollen vor Ort sehen und erleben, was los ist. Und sie sind zur praktischen Hilfe bereit. Zugegeben, da ist immer auch ein Stück Neugier und Abenteuerlust dabei. Eine staatliche Jugendarbeit, die den Ruf zur Solidarität ernst meint, braucht Ventile, muß Erlebnisse vor Ort ermöglichen. – Meine Meinung: Schränkt die Solidaritätsaktionen ein und/oder gebt jungen Leuten die Möglichkeit, eine begrenzte Zeit z. B. auch in Lateinamerika zu helfen. Sie kommen zurück und wissen dann zu schätzen, was sie an ihrem Herkunftsland haben.*

Zu 2.: *Mit der christlichen Taufe wird dem Täufling die Berufung durch Gott im Namen Jesu Christi und des Heiligen Geistes zu gesprochen. Das heißt: Wir sollen unsere Gaben als Geschenk und zugleich als Aufgabe erkennen und nutzen. Unbegabte gibt es nicht. Aber es gibt Gaben, die an das Lebensalter gebunden sind. Die Gabe der Gruppenführung, des Häuptlings, kann dazu gehören. Ich habe zahlreiche junge Leute kennen gelernt, die sich zeitweilig mit großem Elan für eine Idee eingesetzt haben und dabei von anderen anerkannt wurden. Unter den jungen Leuten, deren Zukunft uns wichtig ist, habe ich viele gute Gaben entdeckt. Ich kann der Stadt Dessau zu solcher Jugend nur gratulieren. Angepaßte Jasager gibt es leider viel zu viele.*

Bei dem Briefschreiber, Jens Kramer, kommen wohl alle dargestellten Gesichtspunkte zusammen. Darum bitte ich noch einmal dringend darum, einen Psychologen in das wohl unvermeidliche Prozedere einzubeziehen. Meiner Erkenntnis nach stünde es der DDR gut an, die jungen Leute zu verwarnen und die „Strafe“ auszusetzen.

Als ich auf die Uhr schaute, meinte mein Gegenüber, es sei schon spät geworden. – Vermutlich verzichtete er deshalb auf die angekündigten Fragen. Beim Verabschieden sagte ich dem Leutnant: *Dieses Gespräch fand in meiner Dienstzeit statt. Mein Weg von hier führt zu meiner Dienststelle. Ich werde sie über die hinter uns liegenden 90 Minuten informieren.* Wir trennten uns mit Handschlag. Nach diesem Treff sprach ich bei Kreisjugendpfarrer Radeloff vor und schilderte ihm den Hergang.

Für mich erstaunlich war der Umstand, dass ich überhaupt nicht an meine eigene Gefährdung gedacht und nicht einen Augenblick der Angst verspürt habe. Nach dem Gespräch hatte ich das Gefühl: Es war richtig, dass ich mich zu den inneren Vorgängen geäußert habe.

5.9. Im Zeugenstand

In meinen restlichen Aufzeichnungen finden sich keine Zeitangaben. Aber die Situationen im Gerichtsgebäude der Willy-Lohmann-Straße habe ich als tiefe Verletzung in Erinnerung. Ich hatte mich am Eingang ausgewiesen und wurde aufgefordert, mich im Flur bereit zu halten. Hier fand ich noch einige Personen vor. Fast alle waren mir unbekannt. Beklemmendes Schweigen.

Unter Bewachung gingen mit Handschellen paarweise gefesselte junge Männer an uns vorüber. Mit Jens Kramer hatte ich eine flüchtige Blickverbindung. – Warten – Ich dachte: So sieht das sozialistische Paradies aus. Junge Menschen, die ihr Menschenrecht eingefordert haben, werden Kriminellen gleichgestellt, werden wie Totschläger gefesselt. In mir baute sich Wut auf über die demütigende Vorführung, über die entwürdigende Benutzung von Handschel-

len. Schließlich wurde ich aufgerufen und zu einem Platz in dem Verhandlungsraum begleitet. Ich sah mich um und erinnerte mich an die hörsaalähnlichen Fachkabinette meiner ehemaligen Oberrealschule. Den Abstand von meinem Platz bis hinunter zum Ort des Geschehens habe ich als beträchtlich in Erinnerung. Von dem, was unten gesprochen wurde, verstand ich kaum ein Wort. Mein Name wurde aufgerufen. Ich ging nach unten und stellte mich an den Platz, den man mir anwies.

Erste Frage: *Sind sie Herr Peter Rauch?* – Meine Antwort: *Ja, der bin ich.*
Zweite Frage: *Sind sie bereit, als Zeuge auszusagen?* – Antwort: *Ja.*
Dritte Frage: *Kennen sie diese jungen Leute?* – Antwort: *Ja.* Und dann kam die verblüffende Situation, mit der ich nicht gerechnet hatte. Man sagte mir: *Danke, Sie können gehen.* – Mein kurzes, nachdenkliches Zögern dauerte in dieser Situation zu lange. Ich tat einen Schritt nach vorn und sagte: *Ich möchte mich von den Jugendlichen verabschieden.* Antwort: *Das ist hier nicht üblich.* Ich wollte etwas erwidern und auf Jens Kramer zugehen, spürte die Reaktion im Raum und fühlte mich plötzlich wie gelähmt. Mit den Worten: *Hier ist der Ausgang!* empfing ich die Quittung für mein Zögern. Wieder dieses Gefühl von Wut. Ich verharrte noch einen Augenblick und suchte nach einem Segenswort. Mein Gefühl sagte mir, dass ich meine geringe Möglichkeit vertan hatte.

Die Stunden danach waren entsetzlich. Ich wollte niemandem begegnen, wollte für mich selber Klarheit bekommen, was wozu in dem Gerichtsgebäude inszeniert wurde und was in mir abgelaufen war.

Mein erstes Gefühl war: Ich habe versagt. Auf eine richtige Befragung war ich eingestellt. Dabei wollte ich den Jugendlichen ein Wort der Ermutigung sagen. Der kurze Auftritt, zu dem man mich geladen hatte, nahm mir diese Möglichkeit. Statt zu fragen, hätte ich die jungen Leute unaufgefordert ansprechen sollen. Vielleicht hätte man mir das Weitersprechen verboten. Gleichviel, es wäre ein positives Zeichen gewesen. Durch mein Zögern bin ich ihnen das schuldig geblieben.

Dann kam die Frage: „Wozu wurdest du denn eigentlich geladen, sie hatten doch keinerlei Interesse an einer substanziellen Aussage?“ Ich fand nur eine Antwort: „Das war eine Inszenierung.“

Das „Verhör“ in der Parkstraße hatte gezeigt, was und wie ich denke und reagiere. Man gebrauchte mich zum Zweck, den Jugendlichen meine kalkulierte Hilflosigkeit vorzuführen. Und mir sollte deutlich gemacht werden, wer der Herr im Hause ist. Dazu diente der Aufmarsch der mit Handschellen gefesselten jungen Leute ebenso wie die lächerliche Befragung, die ja gar keine war. Das unerbetene Wort zur rechten Zeit hatte ich versäumt.

Was war in mir vorgegangen? Ich hätte es doch auf den Versuch ankommen lassen können, hätte auf einen „Delinquenten“ zugehen, ihn umarmen oder ein befreiendes Wort sagen können. Warum habe ich gefragt und nicht getan, was „hier nicht üblich“ ist? Die Antwort ist mir schwer geworden. Um mich selber hatte ich keine Angst. Ich hatte Angst, durch einen Fehler in dem Prozedere den Jugendlichen mehr zu schaden als zu nützen. Statt meinem spontanen Gefühl zu trauen, habe ich versucht, die Konsequenzen zu bedenken. Aber auch der Gedanke kam: Mehrfach war an diesem Morgen eine Welle des Zornes in mir aufgestiegen. Ich weiß, dass es Situationen gab, in denen ich die entsprechenden Gefühle auch gegen meinen Willen mit Worten, durch den Klang meiner Stimme und durch Gebärden verraten habe. So waren meine Sätze nicht glaubhaft. – Hier im Gerichtssaal musste ich glaubhaft sein und durfte den Angeklagten keine zusätzliche Belastung bringen. Darauf war ich nicht vorbereitet, und darum fühlte ich mich lange Zeit als Versager und war deprimiert.

Mit den Jugendlichen konnte ich später nicht darüber sprechen. (Aber die Gespräche mit einigen Eltern taten diesen und mir gut.)

Nach der Haftentlassung (durch Freikauf) gab es Lebenszeichen und andeutende Informationen über die Haftzeit, die Haftbedingungen und den Weg danach. Manche ohne Angabe eines Absenders. Begonnene Korrespondenzen brachen ab. Andere Aufgaben erzwangen ihr Recht.

Inzwischen wurden neue Kapitel der Geschichte geschrieben. Aber für das, was kommen soll, ist es wichtig, dass die Aspekte des Aufbruchs, die Fantasie und Kraft jugendlichen Fühlens, Denkens und Wollens ihren Freiraum erhalten. Dazu gehört auch künftig das Angebot ethischer Maßstäbe für eine weltoffene Gesellschaft. Die Vorgänge in Dessau am Anfang der 70er Jahre sind es wert, aus unterschiedlichen Sichten dargestellt und analysiert zu werden.

Für mich bleibt die großartige Erfahrung: Die Botschaft Jesu Christi hatte damals die Kraft, gegen alle ideologischen Kraftübungen in der DDR Hunderte von jungen Menschen in und um Dessau zwei Jahre hindurch zu faszinieren, zu außerordentlichem Einsatz zu bewegen und zu einer freiwilligen Verbindlichkeit. Was mit wenigen Einzelnen begann, löste einen Effekt aus, der unserer Kirche in der jetzigen Situation zu wünschen ist.

Zwei Bibelworte haben mich seit 1952 begleitet und ermutigt. Oft habe ich sie jungen Leuten zugesprochen und sie ermutigt, mit ihnen längerfristig zu leben. Zu meinem Experiment des Glaubens gehörten die Texte:

Psalm 33, 4: Das Wort des Herrn ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiss.

Psalm 56, 12: Auf Gott hoffe ich und fürchte mich nicht; was können mir Menschen tun?

6. Nachwort von Jens Kramer

Diese Darstellung dokumentiert einen jugendlichen Aufbruch ins Leben unter den Bedingungen des „real existierenden Sozialismus“ der DDR. Es ist ein Versuch, etwas zu beschreiben und zu erklären, was heute – über 30 Jahre später – vielleicht beschrieben aber keinesfalls mehr erklärt werden muss: Dass junge Menschen das Recht haben auf einen eigenen Lebensentwurf.

Es ist schlimm, wenn Jugendliche gezwungen werden, sich auf Leben und Tod zwischen dem eigenen Lebensentwurf und dem durch eine Gesellschaft oder eine Familie vorgegebenen entscheiden zu müssen. Die Autoren hoffen, dass unabhängig von den geschilderten Zeit- und Systembedingungen auch diese Dramatik sichtbar wird.

7. Anhang

Anhang 1

Ablauf des 1. Gottesdienstes

Eine Viertelstunde vor Beginn des Gottesdienstes werden Tonbandaufnahmen abgespielt (neue Jugendlieder und Instrumentalaufnahmen). Zu Beginn begrüßt Jens Kramer die Gottesdienstteilnehmer.

1. Sprecher: „Im Namen Gottes“, so fängt gewöhnlich der Gottesdienst an. Sind wir uns bewußt, was wir damit behaupten? Außerhalb einer Kirche wagt man das heute selten zu sagen, wenn man seine Arbeit tut, wenn man Maschinen bedient oder Forschung betreibt, wenn Straßen gebaut oder Waren hergestellt werden, wenn man sein Geld beim Einkaufen ausgibt, wenn eine Zeitung gedruckt wird oder politische Entscheidungen getroffen werden.

2. Sprecher: Im Namen Gottes? Da sind zuviel menschliche Interessen im Spiel. Da heißt es eher: Geschäft ist Geschäft! Da geht es um Provisionen, um Prozente, da werden Positionen verteidigt, da ist man auf eine gute Presse bedacht. Fragen wir uns doch bitte, ob wir in einer Kirche vor solchen Rückfragen sicher sind? Es sagten schon viele „Gott“ und meinten „Tradition“.

„Gottesdienst“ – ist das mehr als ein Aushängeschild für eigenmächtige Experimente? Mehr als ein Deckwort für innerkirchlichen Umtrieb? Zur Kirche gehen können wir alle. Ob man am Ende von einem Gottesdienst Anregungen bekommen hat, das muß sich erst zeigen!

1. Sprecher: „Im Namen Gottes“ – das heißt: nicht sich selber Gehör verschaffen wollen. Nicht wir, die Christen, sind Mittelpunkt. Wir machen nicht für die Kirche Reklame. Gottes Wort, sein Name, sein Tun stehen hier in der Mitte. Das ist es, was absoluten Vorrang besitzt. Und das – das sollte für uns auch außerhalb unserer Kirche gelten und wahr sein.

Lied: Wir leben oft von Tag zu Tag ...

1. Sprecher: Von Montag bis Sonntag dreht sich die Woche im Gleichschritt der Tage. Da dreht sich alles um uns. Doch heute ist Sonntag, Was führt uns zusammen? Gewiß, ein jeder von uns, der hier ist, der hätte genauso gut auch daheim bleiben können. Es schläft sich gut in den Tag hinein. Daheim sein, allein sein! Doch wer kommt allein zurecht? Zurecht mit sich selbst und mit den anderen und dem, was sie fragen? Wir wollen gefragt sein, aber wissen wir Antwort? Ist nur das Wetter daran Schuld, daß unsere Tage oft trübe und leer sind und wir einander nur achselzuckend begegnen? Achselzucker,

Mitläufer und Neinsager haben wir genug. Die fehlen niemandem. Und niemand kann uns so brauchen.

Gott, auf den wir uns so oft berufen, wenn wir ihn brauchen, der ruft uns heute zusammen, weil er uns braucht. Es werden Zeugen gesucht und Leute, die Antworten wissen. Denn es gibt Menschen, Kollegen, Freunde und Feinde, die kommen allein nicht zurecht!

Lied: Du suchst Dein Glück ...

Band improvisiert.

Anspiel zum 3. Gebot und Lesung Apostelgeschichte 8, 26–39

Gong

Sprecher: Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen und werdet meine Zeugen sein!

Gong

(Instrumente improvisieren, darüber Stimmen) Wagen unterwegs. Von Jerusalem nach Gaza. Vor 2000 Jahren. Ein Afrikaner – allein auf einem Wagen – liest die Bibel – versteht sie nicht. Wer gibt ihm Antwort?

Wagen waren unterwegs. Von Dessau zur Ostsee. Über Schienen und Straßen, zu unzähligen Urlaubsorten. Menschen waren unterwegs. Menschen mit ihren Fragen und Problemen. Überfüllt Kirchen in den Urlaubsorten bewiesen es. Wer gibt ihnen Antwort?

Wagen sind unterwegs. Neben uns in der Straßenbahn ein Afrikaner. Gegenüber im Parterre wohnt ein Araber. Ein Moslem. Wir werden beobachtet. Wir sind gefragt nach unserem Glauben. Welche Antwort gibt unser Leben?

Wagen sind unterwegs. Wir sind unterwegs. Alle. Und doch allein auf der Straße nach Gaza. Jeder auf seinem Wagen. Jeder im eigenen Abteil eingesperrt mit den eigenen Fragen: Was hat der eben gesagt? „Ihr sollt meine Zeugen sein?“

Alle Stimmen: Wir! (Instrumente brechen ab)

Einzelsprecher:

A: Ich bin zu jung. Ich frage selber zu zuviel, um anderen antworten zu können.

B: Zeuge sein? Dazu muß man reden können! Mir fehlt die Begabung.

C: Was geht diesem Studenten aus Afrika oder sonst woher mein Privatleben an? Ich kümmere mich auch nicht um seine Angelegenheiten. Mein Zeugnis heißt: Leben und leben lassen!

D: Ich bin ja doch zu alt. Einmal im Leben reingefallen – damals mit der Partei. Mir reicht's!

E: Wer fragt schon nach mir? Nicht mal meine Kinder hören auf mich. Wie kann ich da anderen was sagen wollen!

F: Zeuge sein? Ist das so was wie im Ausschwitzprozeß – wo man hinterher noch selber verdächtigt und verunsichert wird? Danke! Habe auch so genug Ärger!

Instrumente und Chor der Neinsager:

Es bleibt dabei, wir sagen NEIN!

Wir können keine Zeugen sein.

Wir sitzen selber auf dem Wagen

und sind bedient vom eignen Fragen.

Es bleibt dabei, wir sagen NEIN! (Instrumente brechen ab)

Gong

Sprecher: Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen und werdet meine Zeugen sein.

Gong

(Instrumente improvisieren, darüber Stimmen)

Wagen unterwegs. Von Jerusalem nach Gaza. Vor 2000 Jahren. Ein Afrikaner – allein auf einem Wagen – liest die Bibel – versteht sie nicht. Wer gibt ihm die Antwort? Wagen sind unterwegs. Von Dessau überall hin, über Schienen und Straßen. Menschen sind unterwegs mit ihren Fragen und Problemen. Überfüllte Kirchen in den Urlaubsorten beweisen es. Wer gibt ihnen Antwort?

Einzelsprecher (unterbricht die Musik) Halt mal! Wir haben doch einen. Einen Zeugen. Den Pfarrer. Der hat doch darauf studiert! Er kann doch reden. Herr Pfarrer, jetzt sind Sie dran!

Pfarrer: Ihr habt ja recht. Ich möchte auch ganz gerne bei vielen Menschen auf den Wagen steigen, mit ihnen sprechen, ihre Fragen kennen lernen, eine Antwort versuchten. Aber manchmal weiß ich nicht, wo mir der Kopf steht. Für Tausende soll ich da sein. Taufen, Trauungen, Beerdigungen, Besuche, Männerabend, Frauenhilfe, Kindergottesdienst, Jugendabend. Überall soll ich

aufzutreten, überall soll ich Zeuge sein. Das schaffe ich nicht. Das schafft ein Einzelner nicht!

Instrumente und Chor der Neinsager:

Es bleibt dabei, auch er sagt NEIN!

Wie kann der Pastor Zeuge sein?

Er sitzt doch selber mit im Wagen.

Auch sein Abteil ist zugeschlagen. Es bleibt dabei, auch er sagt NEIN!

Sprecher: (zu den Neinsagern) Bitte versteht den Pfarrer doch nicht falsch. Er hat doch gesagt: „Das schafft ein Einzelner nicht!“ Er will ja Zeuge sein. Aber er kann es nicht allein sein. Deshalb hat er uns auch bei der Vorbereitung dieses Gottesdienstes geholfen. Deshalb haben wir die Sache des Gottesdienstes zu unserer Sache gemacht. Und wir fragen euch alle, ob ihr bereit seid mitzumachen. Auch bei der Predigt! Doch dazu gehört erst einmal der Text.

Gong

(Instrumente improvisieren, darüber Stimmen) Wagen sind unterwegs. Von Jerusalem nach Gaza. Vor 2000 Jahren. Ein Afrikaner allein auf dem Wagen – liest die Bibel – und versteht sie!

Denn ein Mann stand auf der Straße. Ein Mann von der Straße fuhr mit ihm. Er wurde zum Zeugen. Er wurde gefragt und gab Antwort. – Der Zeuge konnte gehen. Er hatte ausgesagt!

Wagen sind unterwegs. Heute. Auf vielen Straßen. Zu den Arbeitsstätten. Zu den Urlaubsorten. Neben uns der Afrikaner in der Straßenbahn. Wir alle sind unterwegs. Auch hier in dieser Kirche. Unterwegs mit einer Frage.

(Instrumente brechen ab – Stimmen)

Wie heißt diese Frage?

Wie heißt die Antwort?

Wer gibt die Antwort?

Gong

Sprecher: Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen und werdet meine Zeugen sein!

Gong

Instrumente – Lied: Wir bitten, Herr, um deinen Geist ...

Nachschrift der von Jens Kramer gehaltenen Predigt (Tonbandmitschnitt)

Wie heißt die Frage?

Wie heißt die Antwort?

Wer gibt die Antwort?

Man könnte diese drei Fragen des Anspiels zu einer Frage zusammenfassen, nämlich: Kommst du allein zurecht?

Dieser Schatzmeister, von dem wir gehört haben aus Äthiopien, kommt nicht allein zurecht. Er liest die Schriftrolle des Propheten Jesaja: „Er ist wie ein Schaf zur Schlachtung geführt ...“ Und das kapiert dieser Afrikaner nicht. Er merkt auch nicht, daß er mit diesem Text mit der wichtigsten Frage seines Lebens zu tun bekommen hat.

Ich weiß nicht, einige von uns haben sicher selber beobachtet, daß in den Kurorten, in den Urlaubsorten die Gottesdienste merkwürdig gut besucht sind. Wie kommt es aber, daß hier in Dessau nur ein geringer Prozentsatz der Kirchensteuerzahler sonntags im Gottesdienst sind. Man kann sich das wahrscheinlich so erklären, daß die Menschen, wenn sie einmal zur Besinnung gekommen sind, genau wie der Afrikaner, eine ganz bestimmte Frage auf dem Herzen zu haben. Wissen diese Menschen, wissen wir, um welche Frage es sich da handelt? Wissen wir auch, daß es sich um die wichtigste Frage unseres Lebens handelt? Fragen wir uns auch, ob wir allein mit dieser Frage zurecht kommen?

Wir wissen mehr als der Schatzminister aus Äthiopien vor fast 2000 Jahren. Wir haben schon mehr von Jesus Christus und Gott gehört. Wie ist aber die Reaktion bei uns darauf. Genau das Gegenteil. Sobald wir Jesus Christus hören, da kommt uns das manchmal lästig vor. Das zeigt auch, daß wir mit der Sache Jesus Christus, mit der Sache Gottes noch ziemlich tief in den Kinderschuhen stecken. Das alles zeigt auch, daß wir das dritte Gebotes noch gar nicht richtig begriffen haben. Das dritte Gebot behandelt die Frage des Gottesdienstes am Sonntag. Die eigentliche Bedeutung des Gottesdienstes am Sonntag ist doch die, daß man die Hilfe, den Zuspruch und die Antwort Gottes an den Gottesdienstbesucher weitergibt. Es ist das Antworten ein Bestandteil dieses Gottesdienstes. Da muß jemand sein, der mir die Antwort gibt. Und das ist der Zeuge Gottes. Zeugen Gottes, wir könnten es so beschreiben: das sind diese schwarzen, vernuckelten Greise, die da so durch die Gegend sausen. Aber, ich meine: Nichts gegen die Leute. Die haben vielleicht früher einmal echten Zeugendienst und Menschendienst geleistet. Aber wie sieht es denn heute mit den Zeugen Gottes aus? Sind die Zeugen

Gottes heute diese langweiligen umtriebigen Pfarrer, die Sonntag für Sonntag in ihrer Kirche dieselben Kanzelschwalben um sich versammeln und erstarrt im frommen Kult sind, oder sind es diese christlichen Profis, die Tag für Tag mit ihren schwarzen Mercedeslimousinen durch die Gegen knattern und mit ihrer Arbeit ein altes verrottetes Gebäude aufrecht erhalten, anstatt sich einmal darüber Gedanken zu machen, wie man die Kirche, die echte Kirche, wie sie wirklich existiert hat, wie sie heute in unserer Zeit praktizieren kann.

Wie heißt die Antwort? Der Schatzminister aus Äthiopien fährt auf der Straße von Jerusalem nach Gaza. Mitten in einer wüsten Gegend ohne schönen Tempel, ohne schöne Kirche geschieht Gottesdienst. Ich wünschte, alle unsere Gottesdienste hätten etwas von diesem Wagengottesdienst, hätten etwas von dem Charakter der Kirche unterwegs. Auf persönliche Fragen wird persönlich Antwort gegeben. Nicht von oben herunter. Philippus sitzt neben dem Mann auf der Bank. Ich möchte jetzt auch nur neben euch sitzen. Nicht als einer, der auf sich selbst zeigen könnte. Ein Zeuge spricht nicht für sich selbst. Führen wir uns noch einmal den Text vor Augen, den der Afrikaner las: „Er ist wie ein Schaf zur Schlachtung geführt, und wie ein Lamm still ist vor seinem Scherer, so hat er nicht aufgetan seinen Mund. In seiner Niedrigkeit ward ihm gerechtes Urteil versagt. Wer wird von seinem Geschlechte reden? Denn sein Leben wird weggenommen von der Erde.“

Der, von dem hier geredet wird, ist in einer schlimmen Lage. Keiner unter uns könnte sagen: um mich steht es noch schlimmer. Aber davon abgeleitet, ergibt sich das Evangelium von Jesus Christus für alle Menschen, für jeden von uns hier. In Jesus von Nazareth, der sich bis zum heutigen Tag von Konfirmanden, Kirchenvorstehern, Pfarrern und Jugendlichen, Gottlosen und Frommen verachten und ausstoßen läßt, ist Gott dennoch bei uns. An Jesus Christus kommt es klar zum Ausdruck, wie erbärmlich wir Menschen doch sind. Wenn wir genau darüber nachdenken, was wir Menschen von Golgatha bis Biafra geschafft haben, dann müßten wir uns vor uns selbst ekel. Aber Gott hat keinen Ekel vor uns. Woher wissen wir das? Wir erkennen es an dem Stillhalten, an der Niedrigkeit von Jesus Christus. Gott teilt durch Jesus Christus unser Schicksal. Gott ist am Kreuz zum Opfer der Mörder geworden und ist am Kreuz selbst in den Verdacht geraten, ein Gewalttäter zu sein. Von Jesus Christus wissen wir, daß er sich mit den Menschen freut, daß er mit den Menschen trinkt, daß er mit den Menschen ißt. Aber Jesus Christus sagt auch ja zum Schmerz, zum Unglück, zum Tod, zur Schuld. Jesus Christus trägt die Schuld der gesamten Menschheit. Ich weiß, das klingt sehr phrasenhaft. Aber hören wir doch endlich auf, solche Aussagen, so fromm sie

auch klingen mögen, als Phrasen abzutun. Können wir denn diese Aussage, über die sich Professoren und Doktoren die Köpfe heiß reden, zerschlagen, können wir diese Sache an einem einzigen Sonntag oder an zehn Sonntagen begreifen? Ist das möglich? Und so kommt es denn dazu, daß wir hier sagen: Was soll das? Wir begehren dagegen auf. Was soll das? Was soll mir so einer, der sich selbst und mir den Weg in ein angenehmes Leben verstellt? Was soll das: Gehorsam? Leiden? Ich will Glück! Ich will genießen!

Doch der Beschnittene, der Eunuch, der Afrikaner, dem Reichtum und Lebensstellung nicht das brachten, der hat es sofort begriffen: Der letzte, der mir den Weg verbauen würde, wird Jesus Christus sein. Geht es uns nicht selber so, daß für uns der Sinn des Lebens materielle Dinge sind, daß wir uns in einen geistigen Zwang begeben, um später mal ein Auto zu haben oder eine Wohnung mit Külschrank und alles, was dazu gehört. Sind wir geistig dann noch frei? Gott hat durch Jesus Christus auch mein Leben angenommen. Ich kann jetzt ja sagen. Ich kann mich engagieren. Ich kann jetzt die Verantwortung für andere Menschen übernehmen. Ich kann neu anfangen. Ich kann neu anfangen, ein Mensch zu sein. Mein Leben ist nicht mehr sinn- und hoffnungslos. Und eben das hat dieser Afrikaner schon vor 2000 Jahren begriffen, was wir heute noch nicht begreifen konnten. Aus diesem Grunde hat er sich im nächsten Wassergraben, vielleicht in der Pfütze eines Wadi, taufen lassen. Er hat sich hineintauchen lassen in die Gemeinschaft mit Jesus Christus, die Zusammengehörigkeit. Das ist die Antwort, die uns in jedem Gottesdienst gegeben wird. Und dieser Faden zieht sich durch jeden Gottesdienst – auch durch diesen Gottesdienst hindurch.

Von dem Afrikaner heißt es: „Er zog seine Straße fröhlich!“ Diese Straße: Da möchte ich dabei sein! Diese Straße führt genau durch unsere Gottesdienste hindurch. Doch gehen wir diese Straße, diesen Weg mit mehr Elan als bisher! Und vor allem: Gehen wir diese Straße gemeinsam und zusammen!

Das hat aber Konsequenzen für jeden einzelnen von uns. Denen er begegnen wird, wenn er sich für diesen Weg entscheidet. Wir müssen uns jetzt noch klar darüber werden, wer uns diese oft angedeutete und viel umworbene Antwort gibt.

Es liegt zwar Dunkel über dem weiteren Schicksal dieses Afrikaners. Aber dennoch wissen wir, daß dieser Wagengottesdienst diesen Menschen irgendwie selber zum Zeugen gemacht hat. Dieser Afrikaner hat sich Philippus nicht als Hofkaplan verpflichtet nach dem Motto: Zeugendienst ist Pfarrersache. Wenn wir nur mehr und mehr begreifen wollten, was Jesus Christus für jeden einzelnen von uns bedeuten kann, dann wäre es bald klar: Es ist nicht

zu viel verlangt, wenn wir das Evangelium, unsere Erfahrungswelt, die wir mit dem Glauben, die wir mit Gott haben, es ist nicht zu viel verlangt, wenn wir das weiter geben an unsere Freunde und Arbeitskollegen. Nur zu sehr haben wir Martin Luthers Erklärung zum 3. Gebot mißverstanden: „Wir sollen Gott lieben und fürchten, daß wir die Predigt und sein Wort nicht verachten, sondern dasselbe heilig halten, gerne hören und lernen ...“ Damit, daß ich diese Botschaft von Jesus Christus nur für mich „verkonsumiere“, ist es überhaupt nicht getan.

Der Gottesdienst, der echte Gottesdienst der echten Gemeinde, ist immer auch der Ort, an dem ich mich persönlich auf meinen eigenen Dienst an Gott, auf mein eigenes Engagement, auf meinen eigenen Gottesdienst in Familie, Beruf, Wirtschaft und Politik vorbereiten kann. Hier müssen wir uns fragen, ob wir das wirklich allein können. Ich glaube, daß wir das nicht können. Und gerade deshalb, finde ich, müssen wir hier so oft wie möglich zusammenkommen, um uns zu schulen und uns zu trainieren in dieser Sache. Um es nun als Abschluß sagen zu können: Jesus Christus ist die Antwort auf die tiefste Frage meines Lebens. Jesus Christus, ohne ihn ist unser Leben, sinnlos, total sinnlos. Ohne ihn rennen wir nur im Kreis. Ohne ihn sind wir den Aggressionen des Lebens total ausgeliefert. Der Sinn das Leben ist, mit Jesus Christus zu leben. Wir müssen uns jetzt noch fragen, ob es immer noch dabei bleibt, daß wir Nein sagen.

Lied, vorgesungen: Gott meint dich, wenn er sagt ...

Lieder: Er hält die ganze Welt in der Hand ..., Rock my soul in the bosom of Abraham ...

Danach Musik der Band (Pause)

Gebet: Herr unser Gott! Du kennst uns alle. Du kennst uns alle mit beschämender Genauigkeit. Wenn du uns vor die Schranken deines Gerichts stellst, was antworten wir dir? Nehmen wir auf das Leben anderer viel Rücksicht? Gehen wir schonend miteinander um? Oder werden wir Menschen einer Raubtiermoral? Leute, die sich gegenseitig überrunden wollen. Kümmern wir uns darum, wenn neben uns jemand auf der Strecke bleibt?

Wen regt es auf, wenn die Schlagzeilen der Zeitungen von Mord und Totschlag reden? Wir sind satt – uns macht der Hunger anderer kein Kopfzerbrechen. Wir sind gesund – andere sollen sich um die Kranken kümmern.

Herr, das hast du nicht gewollt, denn jedes Leben ist dir heilig. Darum bitten wir dich: Vergib uns! Wir wenden uns dir zu. Wir bitten dich für die Völker,

unter denen der Krieg ein Blutbad anrichtet. Wir bitten dich für die Menschen anderer Hautfarbe, die oft weniger gelten als Hunde. Wir bitten dich für die Menschen, die im Alkohol sich und ihre Familie zugrunde richten. Wir bitten dich für die Totschläger um Vergebung ihrer Schuld. Und wir bitten dich für uns selbst: Mache uns zu Menschen, die alles Schwache in Schutz nehmen. Zeige uns den Weg, dein Gebot aufzurichten. Daß wir nicht leben und leben lassen, sondern leben und leben helfen! Amen

Wir wollen das Vaterunser sprechen: Vater unser im Himmel ...

Segensbitte

Herr unseres Lebens, geleite uns in diesen Tag und in die vor uns liegende Woche. Jetzt geht jeder seinen eigenen Weg, aber in jedem Menschen auf unserem Wege trittst du uns entgegen. Mache uns zu deinen Boten und sende uns aus. Menschen, die dir gehören, wollen wir sein.

Lied: Song vom Boten ...

Einladung zur Diskussion und Aufforderung, sich auf einem Zettel einzutragen, um weitere Einladungen zu bekommen.

Die Band spielt nach der Verabschiedung

Anhang 2

St. Marien

Wir haben später die im Turm beigesetzten, geplünderten und umher geworfenen Toten in von unserer Kirchengemeinde gekaufte Holzsärge gelegt und auf Friedhof I beigesetzt. Um Reaktionen aus der Bevölkerung zu verhindern, hatte Tandetzki angeordnet, dass die Umbettung um 5 Uhr morgens geschehen müsse. Als Tandetzki uns mitteilte, dass der Rat der Stadt den Bestand der Kirchenruine garantiere, hat unsere Gemeinde die Kirche an die Stadt gegeben. Diese in wirtschaftlicher Zwangslage geschehene Schenkung wurde nach der friedlichen Revolution von 1989 rückgängig gemacht. Anfang der 90er Jahre wurde die Kirche für 99 Jahre an die Stadt unentgeltlich verpachtet. Sie ist inzwischen wieder aufgebaut und dient der Stadt Dessau für kulturelle Zwecke. Gelegentlich finden auch gottesdienstliche Veranstaltungen in der Kirche statt.

Anhang 3

2. Jugendgottesdienst am Heiligen Abend 1970

Konzept der Weihnachtsgeschichte und Interpretation

H(eimgard Wieschke) „Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde. Und diese Schätzung war die allererste und geschah zur Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war. Und jedermann ging, daß er sich schätzen ließe, ein jeglicher in seine Stadt.“

2: Es begab sich aber zu der Zeit, in der eine Welt existierte, in der es packende und erstaunliche Fortschritte in der Wissenschaft, in der Technik und in der Kultur gab.

Es gibt Untergrundbahnen und Überschallverkehrsflugzeuge. Durch Erfindungen werden die Entfernungen gekürzt und die Zeit in Ketten gelegt und voll genutzt. Menschen fliegen zum Mond. Mondautos durchqueren Kraterlandschaften. Die Menschen bauen Hochhäuser, bei denen sich die Zahl der Stockwerke ständig vermehrt.

Es gibt entscheidende Fortschritte in der medizinischen Wissenschaft zur Bekämpfung von Krankheiten wie Tbc und Cholera. Das Leben der Menschen wird durch die gute medizinische Versorgung verlängert. Die Menschen rücken durch die Informationsmittel wie Radio und Fernsehen immer mehr zusammen. Wichtige Meldungen erreichen uns nur Stunden später.

Das Ziel der Menschheit ist Sicherheit, Frieden und Bequemlichkeit. Sie lebt in einer äußerst menschenfreundlichen Welt.

3: Zu unserer Zeit gab es noch eine andere Welt, in der Haß, Leid, Hunger und Erziehung zum Töten herrschten.

In dieser Welt gibt es unterdrückte Menschengruppen, die von andern aus rassistischen Gründen verfolgt werden. Während in manchen Gegenden der Welt die Menschen nicht wissen, wie das Leben noch interessanter und genußvoller gestaltet werden kann, werden zwei Drittel der Menschheit für diesen Reichtum ausgenutzt. Kapitalistische Entwicklungshilfe geschieht nur, um politische und materielle Vorteile zu bekommen. Kriege in schwächeren Staaten werden finanziert und politisch unterstützt, um selbst Einfluß in den verschiedenen Gebieten der Erde zu bekommen. Durch die Zerstörung ihrer Wirtschaft werden die kriegsführenden Staaten auf einem niedrigen Entwicklungsstand gehalten und sind so ein willkommener Markt für die industrialisierten Staaten.

2: Von diesen Vorgängen waren alle Menschen dieser Erde betroffen, „ein jeglicher in seiner Stadt“.

Szene 2

H: Da machte sich auch auf Josef aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum daß er von dem Hause und Geschlechte Davids war, auf daß er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe, die war schwanger. Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte, aber sie hatten keinen Raum in der Herberge.

2: Da machten sich die Menschen auf, um Weihnachten zu feiern. Und die einen feierten es auf gut bürgerliche Art. Sie hatten einen Tannenbaum in der Stube stehen und eine entzückende – aber verkitschte – Krippenansicht darunter. Und sie sangen mit Andacht das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“, dessen Sinn sie aber ganz nach ihrem Geschmack auslegten. Und vorher waren sie in der Kirche, um die – ach so schönen – Weihnachtslieder zu hören. Und sie hatten viel eingekauft zu diesem Fest, so daß die Ärzte wegen der Magenverstimmungen zu diesem Fest am 1. Feiertag zu tun hatten. Und obgleich alles teuer war, war alles äußerst reichlich da. Und die Kinder, die beschenkt wurde, konnten sich nicht beklagen, daß ihnen keine wertvollen und schönen Dinge geschenkt worden wären. Sie langweilten sich beinahe wegen der Masse der Geschenke und vergaßen, sich dafür zu bedanken. Und die Menschen waren froh gestimmt, weil sie Weihnachten 1970 drei freie Tage hintereinander haben würden und sie nun endlich Ruhe haben würden von der Hast der Vorbereitungen auf dieses Fest und von der Hast der Arbeit, die ihnen zum Jahresende wegen der notwendigen Planerfüllung besonders deutlich wurde.

3: Da machten sich die Menschen auf, um Weihnachten zu feiern. Und sie hatten nichts zu feiern. Sie hatten Angst, daß in Vietnam der Krieg trotz der geplanten Waffenruhe weitergehen würde. Sie hatten nichts zu essen und mußten in Flüchtlingslagern leben, weil keiner bereit ist, das Los der Flüchtlinge zu verändern. Sondern das Elend wird künstlich erhalten, um es als Druckmittel der Politik zu benutzen. Die Menschen lebten in den Elendsvierteln, in Slums der großen Städte, und gingen wie jeden Tag zu den Abfallhalden, um dort Eßbares zu finden. Es ist das Weihnachten der Außenseiter der Gesellschaft in aller Welt.

2: Zu diesen Außenseitern gehören die sozial Schwachen, die Alten und die Einsamen, die es auch in unserer Stadt gibt. Nehmen wir uns die Zeit, uns um sie zu kümmern?

Szene 3

H: Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe.

2: Und in diesen Tagen machte sich Carolina Maria aus Sacramento in Brasilien auf den Weg nach Sao Paulo, obwohl sie schwanger war, denn sie hoffte, in der großen Stadt Nahrung und Unterkunft zu finden. Als sie nun dort angekommen war, kam die Zeit, daß sie ihr Kind bekommen sollte. Und sie gebar ihren ersten Sohn in den Slums von Sao Paulo. Sie mußte ihn Zeitungspapier wickeln und ihn in einen Pappkarton legen, denn man hatte für sie keinen Platz in den Krankenhäusern, wo die wohlhabenden Frauen ihre Kinder bekommen. Und so wie vor 2000 Jahren Jesus im Elend geboren wurde, weil keiner ihn aufnehmen wollte, so werden viele im Elend geboren, weil keiner sich für sie verantwortlich fühlt.

Szene 4

H: Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herden.

3. Und in derselben Gegend aber waren arme Menschen, die in einer Welt voller Gesetze, aber auch voller Kriege und Konflikte, voller Entwürdigung und Hunger lebten. Sie waren ohne Hoffnung, weil sie zu denen gehörten, die diese Kriege und Konflikte, diese Entwürdigung ertragen mußten. Sie waren die Unterdrückten und Ausgebeuteten, die Außenseiter der Gesellschaft. Sie hatten nicht teil an dem Reichtum dieser Welt, obwohl sie diesen Reichtum herstellten. Sie wurden um ihre Naturschätze, um ihre Bildung, um ihre Heimat, um den Sinn des Lebens betrogen. Sie wurden in Kriege geschickt, deren Notwendigkeit nicht einzusehen war, und sie wurden zu Soldaten gedrillt, obgleich man wußte, daß ein 3. Weltkrieg das Ende dieser Welt bedeuten würde.

Szene 5

H: Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie. Und sie fürchteten sich sehr.

1. Und siehe, in dieser Welt und unter den Menschen gab es Christen. Und diese begannen sich endlich darauf zu besinnen, daß sie nicht in Verbindung von Thron und Altar, von Staat und Kirche leben konnten, wenn sie die Fehler vergangener Jahrhunderte nicht wiederholen wollten, wenn sie nicht Unterdrückung, Kapitalismus, Kolonialismus und Diktatur unterstützen wollten, indem sie für die Mächtigen beteten und die Waffen des Krieges segneten.

2. Und die Christen begannen, sich von diesen Maßstäben zu trennen.

3. Und die Christen begannen, sich darauf zu besinnen, daß Gott in Jesus Christus nicht nur für die Christen, sondern für alle Welt gekommen ist. Sie wußten, daß die Bibel nicht von einer fernen und entrückten Zeit spricht, sondern von unserer Zeit, von unseren Sorgen, von unserem Elend, und daß die Bibel die Maßstäbe, die von Menschen geschaffen wurden, verwirft. Diese menschlichen Maßstäbe heißen so: Es muß Hunger und Sättheit, arm und reich, schwarz und weiß, Kapitalismus und Sozialismus, unterentwickelte und hochindustrialisierte Nationen geben.

2: Und die Christen begannen, sich von diesen Maßstäben zu trennen: Sie wollten keine Macht mehr haben, sie wollten von ihrem Reichtum abgeben, sie wollten die anderen nicht mehr wirtschaftlich ruinieren, und sie wollten der Ungerechtigkeit ein Ende setzen. Damit hatten die Christen die Herrschenden gegen sich, die in der Gesellschaft Etablierten, die Mächtigen und Gewalttätigen gegen sich. Und die Christen wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten, was sie sagen und was sie raten sollten. Sie hatten Angst, der Welt offen ihre Meinung zu sagen, ihre Stellung zu riskieren und neu anzufangen.

Szene 6

H: Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird, denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.

3: Und ein Freund sagte zu ihnen: Fürchtet euch nicht, denn ich verkündige euch große Freude, die allen Menschen widerfahren wird, denn euch ist heute der Befreier geboren. Woran werdet ihr das erkennen? Ihr werdet es daran erkennen, daß es Menschen gibt, die sich für andere Menschen einsetzen, die ihren Egoismus hinter sich gelassen haben, die aus abgestumpftem Dahinleben in Aktivität getreten sind. Es sind Menschen, die eindeutig und bestimmt für eine Sache eintreten.

2: Ihr habt den Priester gesehen, der in Südamerika zu den Revolutionären ging, obgleich seine Kirche das verhindern wollte und ihn zuletzt exkommunizierte. Er wußte, daß die Revolution in Südamerika eine Chance ist, ein neues Leben für die Menschen dort zu schaffen, und er wurde Revolutionär.

3: Ihr habt den buddhistischen Mönch gesehen, der sich verbrannte, weil sein Land unter der Aggression Nordamerikas steht, um die Menschheit aufzurütteln als Zeuge gegen den Krieg.

2: *Ihr habt den Neger gesehen, der das Prinzip der Gewaltlosigkeit vertrat, weil anders der übermächtigen Gewalt nicht zu begegnen war als mit der Liebe, die von Christus her kommt. Nur durch Liebe kann Gewalt überwunden werden.*

3: *Ihr werdet Menschen begegnen, die bewußt Christen sein wollen in einer Gesellschaft, die sich atheistisch versteht. Ihr werdet Christen begegnen, die diskutieren wollen, um die gegenseitig aufgestellten Fronten niederzureißen und um das Mißtrauen und die Angst zu bekämpfen. Ihr werdet Pfarrern begegnen, die die Verzweifelten beraten und trösten wollen. Und alle diese Menschen sind von Christus her dazu frei gemacht worden, so zu handeln.*

Szene 7

H: *Uns alsbald war da bei dem Engel die Menge, die Gott lobte und sprach: Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.*

2: *Und da traten zu diesem Freund viele, viele Menschen guten Willens, die bereit sind, das Evangelium für die Welt zu sagen und gemäß dem Evangelium in der Welt zu handeln. Denn sie erkannten und sprachen es aus: Ehre geschieht Gott in der Höhe durch Frieden unter den Menschen.*

Und wir sind aufgefordert, uns diesen Menschen guten Willens anzuschließen. Wir werden eindeutig sein müssen. Wir brauchen keine Angst zu haben. Wir werden lernen müssen, miteinander zu sprechen, wir werden diskutieren und durch die Diskussion so frei werden, daß wir nicht vorgefaßte Meinungen durchzusetzen versuchen, sondern daß wir bereit sind, einander anzuerkennen und zu verstehen und von daher miteinander handeln zu können. Laßt uns dies miteinander versuchen!

Auf dem Liedzettel, der mit der Schreibmaschine und mit Blaupausen vervielfältigt wurde, steht nur ein Weihnachtslied: Stille Nacht, heilige Nacht. Dies sind die Texte der vier anderen Lieder, die gesungen wurden. Sie waren den meisten Gottesdienstteilnehmern unbekannt und mussten geübt werden:

1 Hallo, gute Nachricht für dich! Hör zu, gute Nachricht für dich! Freu dich, gute Nachricht für dich! Wir bringen dir gute Nachricht! Hör zu, gute Nachricht für dich! Jesus Christus ist gekommen. Zwischen Gott und uns hat er Frieden gemacht.

2 Macht Platz, räumt auf! Gott will neu beginnen, Macht Platz! Räumt auf! Gott fängt neu mit uns an. Warum werden Fehler nicht bekannt? Warum wird Schuld nicht beim Namen genannt? Nur da beginnt Gott, wo aufgeräumt wird. Gott beginnt neu.

Warum hat das Alte einen Heiligenschein? Soll Gottes Geist nicht der Wegweiser sein? Nur da beginnt Gott ...

Warum werden Zweifel nicht offen gesagt? Warum wird bei Fragen nicht endlich gefragt? Nur da beginnt Gott ...

3 Herr, ich will hören, was dein Wort mir sagt. Herr, ich will handeln, was ich nie gewagt. Bitte, Herr, hilf mir! Ich bin bereit.

Herr, ich will beten, um den Weg zu sehn. Herr, ich will glauben, um ihn durchzustehen.

Herr, ich will folgen, weil du mich so liebst. Herr, ich will danken, weil du Mut mir gibst.

4 Ich will kein bedingter Reflex meiner Welt sein. Wozu hab ich denn meinen Kopf? Ich kann denken und prüfen, entscheiden und wählen! Ja wozu? Ja wozu? Ja, wozu hab ich denn meinen Kopf?

Anhang 4

3. Osternacht-Gottesdienst 1971

Wenn man das erste Mal das Thema dieses Gottesdienstes hört: „Von Jesus zum Osterei“, dann muß man sicher ein bißchen lachen, und doch drückt sich in diesen Worten eine ganze Entwicklung aus, die die derzeitige Tendenz innerhalb der Menschheit klar charakterisiert. Welche Tendenz wird hier charakterisiert? Welche Entwicklung ist hier gemeint?

J(ens Kramer): *Wir nehmen an, daß Jesus der Vertreter einer Welt ist, in der noch alles in Ordnung und im Gleichgewicht ist, einer Welt, in der es keinen Hunger, kein Leid, keine Krankheit, keine Unterdrückung gibt, in der die Menschen in Freiheit, Brüderlichkeit, Frieden und sozialer Gerechtigkeit leben. Diese Welt – dieses Reich Gottes – ist ohne Zweifel ein erstrebenswertes Ziel für jeden von uns.*

O: *Nun nehmen wir das Osterei – und bezeichnen damit unsere reale Wirklichkeit. Da scheint allerdings nichts in Ordnung zu sein. Diese materiell-egoistisch orientierte Welt ist genau das Gegenteil von dem, was Jesus verkörpert. Es gibt keine Freiheit, keine Brüderlichkeit, keinen Frieden und keine soziale Gerechtigkeit. Es gibt keine freien Menschen mehr, sondern nur noch abhängige Wesen ohne Hoffnung, ohne Liebe, ohne Glauben.*

Wie kam es zu dieser Entwicklung? Der Mensch wurde zunächst durch Jesus Christus befreit von der Last des Kultes, des Opfers, des stumpfsinnigen religiösen Lebens vor 1971 Jahren. Der Mensch wurde durch Jesus Christus frei zum Denken und Handeln. Die Wissenschaft konnte sich frei entfalten,

der Mensch entwickelte sich und seine Umwelt bis zum heutigen Stand der Wissenschaft und der Gesellschaft.

D(orothea Bühnemann): Der Mensch hat aber vergessen, dem geistigen Fortschritt den moralischen Fortschritt folgen zu lassen. Der moralische Fortschritt hinkt hinterher. Der Geist übertrifft die Moral, die Zivilisation überstrahlt die Kultur; die Menschen wollen Beherrscher der Natur sein. (Verbesserte Mittel zu einem unverbesserten Zweck.) Das Genie der Wissenschaften hat die Welt zusammenrücken lassen. Aber hat das Genie unsere Moral, unsere Seele, die Welt auch zu einer Bruderschaft zusammenrücken lassen? So ist z. B. die Atombombe nicht allein die tödliche Waffe, die wir heute befürchten, weil sie aus einem Flugzeug geworfen werden kann, um Millionen zu töten. Sondern die Atombombe ist gleichzeitig eine Atombombe im Herzen der Menschen, die in einem Ausbruch zerstörender Selbstsucht und wilden Hasses explodieren kann. Darum muß die moralische Fortentwicklung der Menschheit mit ihrer wissenschaftlichen in Einklang gebracht werden.

Welche Rolle spielt nun jeder Einzelne von uns in dieser Entwicklung? Wir, die Anhänger von Jesus Christus – Christen genannt – haben ein Vorbild, das uns ständig als Korrektur dient. Wir versuchen, so zu leben, wie es Jesus getan hat. Nicht so, daß wir Blinde heilen, Tote auferwecken, auf dem Wasser gehen oder irgendwelche Wunder tun, wie sie in der Bibel beschrieben werden – diese Geschichten der Bibel sind nur Bilder –, sondern so, daß wir uns auf einen Mitmenschen, eine Gruppe, ein System orientieren. Maßstab zur Orientierung ist immer die Liebe zum Menschen. Jesus hat das vollkommen praktiziert. Für uns gilt der Maßstab, daß uns in jedem Menschen Jesus entgegentritt. „Was du dem geringsten meiner Brüder getan hast, das hast du auch mir getan“. Daß wir das nie vollkommen wie Jesus praktizieren können, ist klar. Dazu haben wir viel zu große menschliche Schwächen, zu wenig Zivilcourage, zu wenig Mut, zu wenig Glauben, zu wenig Willen. Wenn man sich so erkannt hat, – wenn man sich selbst zugestehen muß, daß man im Grunde genommen ein Schwein ist, – wenn man den Sachverhalt um Jesus Christus auch nur teilweise erkannt hat, – wenn auf Grund einer persönlichen Entscheidung der Kampf um das Vermächtnis Jesu aufgenommen wird, findet in einem selbst eine Auferstehung statt. Jesus Christus ist in einem Menschen auferstanden, wenn dieser sich für Christus entscheidet und wenn er vom geistig toten in den geistig lebenden Zustand übertritt.

Wir wollen nun noch das Verhältnis der Menschen untersuchen, die sich bewußt Nicht-Christen nennen. Wie sieht es da aus? Zuerst begegnet diesen die Welt der Maschine, die sie in vollendeter Form entwickelt haben und ohne die sie nicht mehr leben wollen. Die Maschine macht das Leben angenehmer und bequemer. Aber wenn man nicht mehr ohne eine Sache leben will oder

kann, dann ist man zu einem gewissen Grad von ihr abhängig. Mit einer unwiderstehlichen Macht greift die Maschine mit ihren Gesetzen in unser Leben ein und prägt es. Der Mensch hat die Maschine gemacht, aber nun macht die Maschine den Menschen.

Mit dem Arbeitsleben fängt es an. Die maschinelle Produktion beruht auf dem Prinzip der Arbeitsteilung. Ein Stuhl, der früher vom Zuschneiden des Holzes bis zur letzten Verschnörkelung das Werk eines Arbeiters war, ist heute das Ergebnis einer Vielzahl von maschinellen Arbeitsgängen. Auf den einzelnen Arbeiter entfällt dabei nur eine sehr begrenzte Aufgabe. Die Maschine trennt den Menschen von seinem Werk. Die Arbeit wird leer, der Arbeiter bedient nur noch die Maschine, tausendfach Handgriff um Handgriff, unabhängig von seinen Stimmungen, Launen, Gedanken und seinem persönlichen Interesse. Der Arbeiter wird selbst eine Art Präzisionsmaschine.

Das hat eine Reihe von ernsten Folgen. Der menschliche Geist rostet ein, wenn er nicht nach allen Seiten denken und wirken kann. Der Körper wird krank, wenn er allzu einseitig beansprucht wird. Die Konzentrationsfähigkeit wird mit dem gleichmäßigen Gang der Maschine überbeansprucht, die Nerven sind bis zum Zerreißen gespannt, die menschlichen Bedürfnisse kommen überall zu kurz. Selbst das Kollektiv als Gegenpol ist nicht die Ideallösung. In der Zwangsjacke des Kollektivs gerät das seelische Gleichgewicht leicht ins Wanken.

Vielleicht ist die Gewalt der Maschine über den Verbraucher noch größer als über den Arbeiter. Denn da beansprucht sie den Menschen nicht nur in sachlicher Form, sondern da greift sie nach dem Herzen.

In dem Maß, in dem das Warenangebot steigt, steigt auch unser Bedürfnis. Wir wünschen uns ja schon längst nicht mehr das, was wir brauchen; wir wünschen uns das, was angeboten wird. Wenn jedes Jahr eine neue, modernere, leistungsfähigere ES [= Motorradtyp in der DDR] herauskommt, dann entsteht automatisch das Verlangen, dieses Ding zu kaufen. Dies gilt auch für andere Gebiete. Das kann unseren Bedarf in einer Weise manipulieren, wie wir es uns gar nicht vorstellen können.

Interessant ist nicht nur das Verhältnis Mensch – Maschine, sondern auch Mensch – Ideologie. Die Ideologie wird von diesen Menschen zu einem Totalrezept für die Lösung menschlicher Probleme erhoben. Erstaunlich ist, daß für diese Menschen die Preisgabe an die Ideologie so groß ist, daß die Wirklichkeit gar keine Überzeugungskraft mehr besitzt. Man kann ihnen Realitäten vorweisen, wie man will, sie erkenne sie einfach nicht an, sondern verlangen totale Unterwerfung und das große Warten auf das Morgen.

Da ist die Idee des Fortschritts, die Idee, es werde uns durch die Erfindungskraft des menschlichen Geistes nur immer besser und besser gehen, ohne Ende, ohne Rückschlag. Da ist die Idee, man könne durch die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, etwa durch Abschaffung des Eigentums an Produktionsmitteln den Menschen bessern. Da ist die Idee von der Überlegenheit der weißen Rasse, die zu dem unsinnigen Festhalten an der kolonialen Herrschaft über die farbigen Völker führt. Da sind die Gespenster des Nationalsozialismus und des Faschismus, die auch heute noch umgehen. Da ist die Idee, man könne die sozialen Probleme mit den Gedanken und den Mitteln des Klassenkampfes lösen, wie man ihn vor 50 Jahren geführt hat. Und da sind die verzweifelt Bemühungen vieler Menschen in den Kirchen, unsere Zeit mit den Formeln der Reformationszeit oder gar der mittelalterlichen, scholastischen Philosophen zu bewältigen.

Alle diese Ideen und Versuche sind nicht zeitgemäß, weil sie nicht zur Kenntnis nehmen wollen, daß die Welt anders geworden ist. Dennoch haben sie heute noch Macht und bringen viele von uns in Bewegung. Diese Versuche und Ideen werden aber an der Zeit scheitern.

J: Nun fragen wir uns nach dem Sinn des Lebens mit Jesus und dem Sinn des Leben mit dem Osterei, das nach außen, von Silberpapier umwickelt, glänzt, nach innen eine dünne Schicht süßer Masse hat und im Grund durch den Hohlraum nicht viel wert ist. Mit Jesus Christus leben heißt, einen lebenslangen Kampf nach innen führen, gegen sich selbst, gegen Willenlosigkeit und Kleinglauben und den „inneren Schweinehund“, für mehr Mut, Zivilcourage und Einsatz für den Mitmenschen und nach außen für Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit, gegen Diskriminierung, Unterdrückung und Ursachen der Not.

O: Mit dem Osterei leben heißt, abhängig sein von Maschinen, Systemen, Menschen und Ideologien. Diese Selbstpreisgabe kommt der Prostitution gleich. Man verkauft sich, damit man in vermeintlicher Ruhe, vermeintlicher Sicherheit, vermeintlichem Glauben und zu nichts verpflichtendem Nicht-Denken-Müssen lebt. Man merkt dabei gar nicht, wie man persönliche Freiheit, Ruhe, das Glück und die menschliche Würde verliert. Man wird degradiert vom Menschen zum Wesen.

Unser Aufruf an euch ist deshalb ganz klar ein Aufruf zum Kampf mit euch selbst und der Auseinandersetzung mit eurer Umwelt. Ihr habt dann den besten Verbündeten in Jesus Christus. Sein Bewußtsein wird in euch durch eure persönliche Entscheidung erwachsen, und damit erfüllt sich das Vermächtnis Jesu und das Ostern 1971 war nicht umsonst.

Anhang 5

Broschüre über die Arbeitsbedingungen Bitterfelder Häftlinge

Die Landesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR in Sachsen Anhalt hat zwei Broschüren herausgegeben, in denen die Arbeitsbedingungen der Bitterfelder Häftlinge beschrieben werden: Justus Vesting, Mit dem Mut zum gesunden Risiko (Reihe „Sachbeiträge“, Teil 30; Magdeburg, Juni 2003) und Stefan Sauer, Der missglückte Versuch aus mir einen brauchbaren Menschen zu machen (Reihe „Betroffene erinnern sich“, Teil 16; Magdeburg, Juni 2003).

Anhang 6

Wochenendveranstaltungen für junge Männer

Datum:	Ort:	Thema:
23./24.03.68	Dessau:	„Der junge Mann und seine sexuellen Probleme“
14./15.09.68	Dessau:	„Helfer bei Jungscharrüsten“
21./22.09.68	Drosa:	„Zukunftshoffnung durch die Taufe?“
02./03.11.68	Dessau, Anhalt.	Diakonissenanstalt: „Diakonie – Auftrag der Kirche“
25./26.01.69	Dessau:	„Unsere Situation in Schule und Elternhaus“
07./08.03.69	Dessau:	„Verbindliches Christsein“ (Regeln unserer Gemeinschaft)
September	Drosa:	„Die Gemeinschaft von Taizé“
15./16.11.69	Dessau:	„Atheismus“
24./25.01.70	Dessau	
07./08.03.70	Dessau	(13 Teiln.)
21.05.70	Dessau	St. Johannis: Vorbereitungsabend für Abend der Kirchliche Woche
29.05.70	Dessau, Georgenkirche:	„Fragende Jugend – hoffnungsloser Fall?“
06./07.06.70	Bernburg (20 Teiln.):	„Mitarbeiter Gottes?“
26./27.09.70	Drosa	(9 Teiln.)

-
- 14./25.11.70 Dessau
- 23./24.01.71 Dessau, Petruskirche (18 Teiln.): „Aus der Geschichte der Weltmission“
- 20./21.03.71 Bernburg (13 Teiln.)
- 28.–31.05.71 Schloss Mansfeld: Landesarbeitskreis-Tagung (starke Beteiligung aus Anhalt). In einer offenen Fragestunde kam es zu einer harten Konfrontation zwischen Kirchenpräsident Eberhard Natho und dem Sprecher der Dessau Gruppe, Jens Kramer. Der Konflikt konnte durch die geschickte Gesprächsführung von KP Natho entschärft werden.)
- 06.06.71 Letzter Jugendgottesdienst der Gruppe unter Jens Kramer und Hans-Dieter Wallenstein in der Johanniskirche Dessau. (Parallelveranstaltung: Jungscharrüste in Drosa)
- 19./20.06.71 Dessau (9 Teiln.): „Aus der Geschichte der Weltmission“, Fortsetzung und Diskussion
- 26.07.71 Letztes Gespräch mit Jens Kramer vor dem Fluchtversuch in meiner Wohnung
- 23./24.10.71 Rüstzeit zum Thema „Friedensdienste evangelischer Christen“ in Drosa abgesagt (Republikfluchtsabsicht einiger Mitglieder der Gruppe. Die Konsequenzen waren nicht absehbar.)
- 20./21.11.71 Dessau (6 Teiln.): „Friedensdienste“
- 09.12.71 Gespräch in der „Parkstraße“ (Kreisdienststelle der Stasi, ca. 1½ Stunden): Offizier des Staatssicherheitsdienstes erfragte Zusammenhänge zwischen Jugendgottesdiensten und dem Gruppenfluchtversuch. Anschließend Aussprache mit Kreisjugendpfarrer Radeloff.
- 15./16.01.72 Dessau-Stadtmission (12 Teiln.) „Aggression in und zwischen Gruppen“
- 11./12.03.72 Dessau (10 Teiln.): „Friedensdienste“ (Fortsetzung)
- 24./25.06.72 Rüste abgesagt und Weiterführung offen gelassen (Überwachung durch Stasi)
-

Impressum

Alfred Radeloff (Hrsg.):

Progressive Protestanten protestieren

Die „progressiven Jugendgottesdienste“ 1970–1971 in St. Johannis Dessau und die Inhaftierung von Jugendlichen

Aufbruch und Ende einer Bewegung in der Dessauer Jugend

(Reihe „Betroffene erinnern sich“, Teil 20)

Herausgeber: Die Landesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR in Sachsen-Anhalt
(Telefon: 03 91 - 5 67 50 51)

Der Inhalt wurde zusammengestellt von

Alfred Radeloff
Wilhelm-Raabe-Str. 10
37120 Bovenden
Tel. 05 51 - 50 83 91.03 Fax .04
alfred@radeloff.net

Magdeburg, April 2005

Layout: Laßleben

Druck: Harz Druckerei Wernigerode GmbH